Ernst Kossak

Humoresken

Blätter aus dem Papierkorbe eines Journalisten

whink e-books

HUMORESKEN.

BLÄTTER AUS DEM PAPIERKORBE EINES JOURNALISTEN.

ERNST KOSSAK

NACH DER AUSGABE
BERLIN: REINHOLD SCHLINGMANN, 1859.

IMPRESSUM

whink e-books unterliegen (außer in den gemeinfreien Teilen) den Urheber- und Leistungsschutzrechten, insbes. dem § 70 des UrhG. Die Nutzung dieses E-Books ist ausschließlich zu privaten Zwecken erlaubt; es darf ansonsten weder neu veröffentlicht, kopiert, verteilt, vertrieben noch irgendwie anders verwendet werden ohne ausdrückliche schriftliche Genehmigung.

© 2026 whink e-books
10555 Berlin | Elberfelder Str. 12
whink44@posteo.de

INHALT

Martialische Rückblicke.
1. Aus dem Leben des Trainsoldaten.
2. Das Trainpferd.
3. Der Lieutenant.

Der Stadtreisende.
I.
II.
III.
IV.

Physiologie des gemeinen deutschen Geldmenschen.
Von der Theaterschlange.
Der Plundermatz.
Der Student in Berlin.
Der alte Link.
Henriette Sontag in Leipzig.
Auch ein Künstlersouper.
Wettrennen.
Nachtgedanken eines deutschen Tabacksrauchers bei der Kunde vom drohenden Tabacksmonopol.
Der achtzehnte März.
Ein Rest Mittelalter.
Von den Störungen.
Das starke Centrum.
Ein Gang durch die unteren Kreise.
Vom Trauerspiele.
Jurist und Bauer.
Die Geschichte meines Hundes.
Die Fechtmeister.

Zu diesem E-Book

MARTIALISCHE RÜCKBLICKE.

[1]

1. AUS DEM LEBEN DES TRAINSOLDATEN.

MENSCHEN und ihre Sitten zu beobachten und zu beschreiben, haben wir zu unserer Aufgabe gemacht, so gut als der Astronom die Gestirne des Himmels verfolgt und verzeichnet. Aber gleichwie es seltene Sorten von Himmelserscheinungen giebt, welche unter dem Namen Kometen nur kurze Zeit am Horizont stehen und den Forscher zu angestrengtester Thätigkeit der Besichtigung und Berechnung auffordern, so erscheint unter den verschiedenen Species der preußischen Armee eine gewisse Spielart nur selten, dann aber auf längere Zeit – diese Spielart ist der Trainsoldat. Der Trainsoldat als solcher zerfällt in zwei Abtheilungen, die in der Art seiner Fortbewegung philosophisch begründet sind: in den Trainsoldaten zu Pferde und zu Fuß. Seine Blöße bedeckt er mit einem dunkelblauen Rock nebst hellblauem Kragen. Obgleich er sich Soldat nennen läßt, trägt er doch keine Waffen und wurde deshalb [2] in Zeiten, die in ihrer Ausdrucksweise weniger euphemistisch waren, als das neunzehnte Jahrhundert, schlechtweg *Trainknecht* genannt.

Die Art seiner Fortbewegung anlangend, fällt dem Forscher zuerst auf, daß sowohl der Trainsoldat zu Pferde, als auch der zu Fuß, dabei mit eigenthümlichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben; die einzige Art von Kampf, der sie sich unterziehen müssen. Diese Schwierigkeiten werden dem ersten durch sein Pferd bereitet, welches in hohem Grade selbstständig, sich jeder Subordination gegen den Trainsoldaten, seinen Reiter, zu entziehen beflissen ist und durch heftiges Ausschlagen oder Umdrehen im Kreise seine Willensmeinung kategorisch an den Tag legt. Der Trainsoldat zu Fuß sieht sich in seinem Fortkommen durch ein Paar Beinkleider

gehindert, die, für einen größeren Mann des Jahrhunderts bestimmt, in ewigen Rangstreitigkeiten mit den Stiefeln stehen, in denen die Füße des Trainsoldaten wie vertrocknete Kerne in ihrer Schaale klappern.

Sein Alter kann nur annähernd bestimmt werden, denn der Trainsoldat steigt von dem ersten Flaum bis zur Großvaterschaft herauf. Da er aber nur wider Willen seinem Stande einverleibt ist und seine Hoffnungen auf militairischen Ruhm nach den Principien der Wahrscheinlichkeitsrechnung gleich Null sind, ist sein Aeußeres voller Traurigkeit, ohne Verminderung seines Appetites.

Das Leben des Trainsoldaten kann ein *bewegtes* genannt werden. Man erblickt ihn bald mit Hast Briefe nach der Post, bald Trepp' auf
[3] Trepp' ab in den Magazinen, Kleidungsstücke und Proviantvorräthe tragen, jetzt fährt er Heu und Stroh, dann reitet er wieder hinter einer Militairperson her, zu deren Ordonnanz ihn ein höherer Machtspruch und ein verrosteter Schleppsäbel bestimmte. Jener weise Krieger des Alterthums, von seinem Befehlshaber gefragt: »Was thut der Soldat zuerst, wenn er Morgens aufsteht?« antwortete treffend: »Er putzt am Abend vorher seine Sachen!« Dieser Lebensregel folgt auch der Trainsoldat. Früh Morgens legt er das Trauerkleid seiner bürgerlichen Freiheit an, in das die Wanzen seines Strohsackes ihm zu folgen nicht wagen, plumpt in seine Stiefeln, läßt das Gewand der Beinkleider darüber sinken und verhüllt sich mit dem mitleidigen Mantel. Da er in seinem Quartier meistens keine Kost, sondern statt dessen für zehn Tage einen Thaler und drei Silbergroschen Tractament erhält, bleibt es dem guten Willen der Köchin, zu welcher der Trainsoldat eine stille aber unerwiederte Neigung trägt, überlassen, ob der herrschaftliche Kaffee durch eine starke Verdünnung auch seinen dürren Magen überschwemmen soll oder nicht. Tritt dieser Fall nicht ein, so sieht sich der Tapfere seinem unzertrennlichen alten Freunde, dem Commisbrote gegenüber, von dem er sich eine zwei Zoll dicke Bohle abschneidet und mit seinem spärlichen Buttervorrath bestreicht. Nachdem seine Zähne diese harte Prüfung überstanden haben, setzt

er sich in Bewegung, theils um seinen Magen nicht zur reiflichen Reflexion über seine neue Bürde [4] kommen zu lassen, theils um sein Amt als Ordonnanz anzutreten.

Sein Gebieter empfängt ihn in einer furchtbaren militairischen Laune, wie sie nur in dem goldenen Friedenszustande unserer Zeit aufkommen und gedeihen kann. Bei der Unerfahrenheit des Trainsoldaten ist gestern ein Mißgriff durch mangelhafte Bestellung begangen worden, welchen der entsetzliche Chef heute in einer Philippika dem Unglücklichen verräth. In diesem Augenblicke verkriecht sich der Trainsoldat ganz in seine Montur und seine Gedanken weilen fern in der Heimath, wo er Gänse hütete oder wegen Altersschwäche eine Sinecure bei der Dorfgemeinde genoß.

So verstreicht der Vormittag, während dessen der Trainsoldat eine Schärfung seiner Leiden darin sieht, daß die kleinen Jungen ihn auf der Straße wegen seiner zu langen Beinkleider verhöhnen und Garde- und Liniensoldaten ihn mit spöttischen Blicken betrachten. Endlich ist unter Verwünschungen seines Daseins der Mittag herangekommen und sein Gebieter entläßt ihn um halb zwei Uhr auf eine halbe Stunde, um sich der Mahlzeit zu widmen.

Speist der Trainsoldat nicht zu Hause, so stürzt er sich in einen Keller und macht während der Mahlzeit die Bekanntschaft eines Herrn in einem alten Paletot mit einer getigerten Mütze auf dem Kopfe, der seine patriotischen Gesinnungen nicht verbirgt, den Trainsoldaten für den folgenden Mittag zu sich nach der Linienstraße 330 zu Tisch einladet und zuletzt ein unverzinsliches [5] Darlehn von funfzehn Silbergroschen erbittet. Der Trainsoldat, durch das liebenswürdige Air des Herrn in dem alten Paletot und der getigerten Mütze erweicht, aus allen Positionen des Mißtrauens gedrängt und von den freundlichen Verheißungen auf den andern Mittag gewonnen, giebt ihm das Darlehn und eilt davon.

Der Nachmittag ist heitern Vergnügungen in lustig gelegenen Stadttheilen gewidmet. Der Trainsoldat, jetzt nicht mehr allein, sondern im Schooße der ganzen Species, belustigt sich im Proviantmagazin vor dem Thore: Roggenzwieback in Fässer zu

packen, damit Trepp' auf, Trepp' ab zu laufen und sich, erhitzt wie er ist, nur mit interimistischer Leinwandjacke bekleidet, einen gediegenen Schnupfen zu holen. Wenn Dunkel die Erde deckt, schleicht der Haufe und unser Mann murrend nach Hause, des Lebens und der Zwiebacke überdrüssig.

Die Köchin, die heute ihren schlechten Tag hat. empfängt ihn mit ähnlichen Vorwürfen, wie am Morgen sein Chef, denn der Trainsoldat hat früh in der Eile des Weggehens das Commisbrot in die Schachtel gelegt. in welcher der Sonntagshut für die Köchin aufbewahrt wird. Er erhält nichts von dem aufgewärmten Gemüse, das ihm eigentlich vom Mittagbrot her zugedacht war, und indem er sich über das schuldige Commisbrot hermacht, das unterdessen zwölf Stunden älter und nicht weicher geworden ist, könnte er sich des Harfnerliedes aus Wilhelm Meister erinnern, wenn er Göthe je gelesen hätte: [6]

Wer nie sein Brot mit Thränen aß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte!

Er *weint* wirklich – denn er ist noch jung; die Köchin thut ihm leid, und er thut sich selber leid. Noch vor vierzehn Tagen saß er zu Hause gemüthlich auf dem Dorfe in dem Wahn, daß Plattfüße schützen »vor der Schlachten Gefild und dem Männer mordenden Ares!« Damals gab es Kartoffeln in der Schale, und indem er sie entkleidete, dachte er nicht daran, daß er nach zwei Wochen eingekleidet sein würde »zu dienen gegen Oesterreichs Macht seinem Könige und Vaterlande.«

Er weint – was macht die alte blinde Großmutter, die ihm drei ersparte Thaler mitgab, nach seinem Gesichte fühlte, als er ging und die Hoffnung aufgab, ihn noch einmal wiederzusehen? was macht Muff, der Hofhund, der jetzt warme Kartoffeln hat, und sein junger Herr nur Commisbrot? – aber er flucht nicht dem Ehrgeiz der Könige, der Hinterlist der Diplomaten, der Zerrissenheit und Schwäche der Deutschen, denn er weiß den Teufel, was Könige,

Diplomaten und Deutsche sind. Außer Gott im Himmel hat er nur den Landrath angebetet.

Endlich sinkt er dem Schlafe und den Wanzen, die ihn schon mit Schmerzen erwartet haben, in die Arme; er schläft den traumlosen tiefen Schlaf der Gerechten.

Am Morgen ist er wieder zu Gnaden von der Köchin angenommen. Die Hausfrau hat erklärt, daß der Hut mit Leichtigkeit wieder herzustellen sei und daß der arme junge Mensch von [7] jetzt an Essen im Hause, so wie von dem Brote der Familie erhalten solle, um das inculpirte Commisbrot aus dem Hause zu schaffen und künftigen möglichen Conflicten zwischen ihm und dem Hute der Köchin vorzubeugen. Der Trainsoldat vernimmt dieses Lächeln seines Schicksals mit Heiterkeit. Er beschließt, was längst ein frommer Wunsch von ihm war, sein Commisbrot für 2½ Sgr. zu verkaufen, schlägt aber das heutige Mittagbrot ab, – da er ausgebeten sei.

Nach vollführten Berufsgeschäften erscheint er in der Linienstraße, findet aber nicht Nr. 330, da besagte Straße eine so hohe Nummer nicht mehr hat. Mehrere Leute, die er nach dem Herrn mit altem Paletot und Tigermütze fragt, sagen ihm unumwunden, daß sie ihn für toll halten. – Er stürzt zu seinem Kellertraiteur zurück. Dieser kennt den Herrn nicht, spricht aber die Vermuthung aus, daß er wohl ein Spitzbube gewesen sein könne, denn er habe leider das Unglück, dergleichen bisweilen in seinem Keller zu beherbergen, und eine getigerte Mütze sei höchst verdächtiger Natur, ja bei Spitzbuben von Fach sehr beliebt.

Der niedergeschmetterte Trainsoldat bequemt sich, des Familienmittagstisches für heute verlustig, zu einem bezahlten Mittagsbrot und wankt von dannen. Sein Chef kündigt ihm an, daß er ausquartiert worden, da seine bisherige Wohnung zu weit von dem Büreau gelegen sei! Im Gefühl, sein Unglück nicht verdient zu haben, geht er in die alte Wohnung, sucht seine Sachen zusammen, jagt die Katze aus seiner Civiljacke, in [8] der sie seitdem geschlafen hat, drückt der Köchin noch einmal die Hand und fällt die Treppe

über seine eigenen Beinkleider, die er aufzukrempeln vergessen hat, mit solchem Gepolter herab, daß der Wirth, ein Hagestolz und Feind aller stehenden Heere und des Trains insbesondere, die Thür aufreißt und Beleidigungen gegen das preußische Nationalgefühl ausstößt. Zugleich wirft die Köchin, die eben hinter die Schmutzerei gekommen ist, welche er in seiner Schlafkammer gemacht hat, ihm ein Paar Stiefeln die Treppe nach, die er vergessen hat. So lebt und wirkt der Trainsoldat.

* * *

[9]

2. DAS TRAINPFERD.

ALS *Neptun* mit seinem Dreizack den Erdboden geschlagen hatte und das edle *Roß* schnaubend davon gejagt war, drehte er, sich erinnernd, daß jeder Stock zwei Enden habe, den Dreizack um und schlug noch einmal die Erde an einer Stelle, die fast einer Pfütze glich, und siehe da, das *Trainpferd* entstand.

So viel aus einer wohlverbürgten Quelle über das Mythologische seiner Entstehung; ausführlicher muß das Historische entwickelt werden. Die Genealogie des Trainpferdes wurzelt, wie die der meisten großen Männer, in niederen Kreisen, Vater: Ackergaul, Mutter: Arbeitspferd, mehr läßt sich meistens nicht nachweisen; aber von dem Augenblicke an, wo das Trainpferd das dritte Jahr erreicht, richtet der Roßkamm sein Auge auf dasselbe, und entscheidet durch ein Votum über sein Schicksal. Das Trainpferd hat das Unglück, einen unverbesserlichen Fehler zu besitzen, und man kann eher alle großen und kleinen Leiden des menschlichen Geschlechtes aufzählen, als alle großen und kleinen Fehler des Trainpferdes. An seiner Raufe und Krippe hat ein unglückbedeutender Stern geleuchtet; das Schicksal sprach das Wort: Train! über diesen Vierfüßler aus, und alle Pferdeträume von Karossen und gestickten Schabracken, von versilbertem [10] Zaumzeug und Wettrennen verflogen wie Häcksel, in den der Wind bläst.

Da bliesen die Novembertrompeten, und alle Trainpferde der Monarchie, ja selbst einige Esel spitzten die Ohren, und ergaben sich trügerischen Hoffnungen von Kriegsruhm und einstiger Größe; aber es kamen Roßtäuscher und Roßkämme, und kauften auf, was nicht wiederkäut und nicht die Klauen spaltet, für Officiere, darauf

zu reiten gegen die Amalekiter und Böhmaken. Alsdann kamen die Häuptlinge der Husaren mit ihren Kämpfern und erlösten die Trainpferde aus ihrer Ungewißheit. Sie setzten einen zum Trainsoldaten designirten Bauerjungen auf das erste Pferd und banden jedes Folgende mit dem Kopf an den Schwanz des Vorhergehenden, als ob alle auf einen Faden gezogen wären. So mobilgemacht zogen sie in Berlin ein.

Das Schauspiel war durchaus neu. Von den Frankfurter Linden an, über den Alexanderplatz, durch die Königsstraße, über den Schloßplatz weg, bis zu den Kasernen, wo diese Streithengste ihre provisorische Streu fanden, blieben die Einwohner stehen und starrten solch seltsames Gepferde an. Nur ihre Collegen, die Hunde vor den Karren, die bei Ministers Sahne und Milch brachten, von der Köchin täglich den Tafelabhub erhielten, dafür wedelten und gut unterrichtet waren über auswärtige Politik, klafften die Trainpferde höhnisch aus, als wollten sie sagen: Ihr macht euch lächerliche Illusionen, Kinder; es geht nicht los, ihr werdet nun und nimmermehr Husarenpferde.

[11] Außerdem liefen, da gerade die Schule aus war, viele sehr artige Knaben herbei und rissen den Ankömmlingen nach Kräften Haare aus den Schwänzen: um das Sprichwort wahr zu machen, es müsse Jeder, der zuerst nach Berlin kommt, Haare lassen. Hierauf wurden sie installirt. Doch schon zeigte sich, daß die Erwartungen der meisten Pferde weit über die beginnende Wirklichkeit hinausgegangen waren. Ein unter den Trainpferden verbreitetes Gerücht von einer Feldzulage an Hafer, erwies sich als lügenhaft und von einem mißvergnügten Schimmel ausgesprengt, doch ließ sich nicht verkennen, daß allerdings eine angemessene Zulage von Peitschenhieben Tag für Tag an bedürftige Pferde vertheilt wurde.

Das kriegerische Tagewerk begann. Man spannte die guten Rosse zu *vier* vor einen großen Wagen und fuhr damit für das edlere Geschlecht der Kavalleriepferde Heu und Stroh in großen Massen heran. Ihre Empfindungen waren schrecklich; dieses demüthigende Geschäft hatten sie auch schon zu Hause verrichtet! Aber ihrer vier

hatten nie einen so großen, schwer mit Eisen beschlagenen Wagen gezogen, der dreimal so hoch und fest beladen war als die Heuwagen im Dorf und oben noch zwölf Dragoner oder Cürassiere verbarg, welche malerisch in dem Stroh saßen und sich ihres friedlichen Daseins freuten! sie waren mit ihren unbeschlagenen Hufen nur auf weichen Dorfwegen, höchstens auf einer Kieschaussee gelaufen, und mußten nun das harte Steinpflaster treten – selbst die Droschkenpferde hatten mit ihrem Jammer Mitleid!

[12] Andere wurden vor die Feldpost gespannt und in einen regelmäßigen Trab gesetzt, zu dem bei dem geringsten Taktfehler die Feldpostillone sofort einen Takt schlugen, den man auf der nächsten Station hörte. Noch Andere, und diese waren nicht die schlechtesten, wurden von Trainsoldaten bestiegen; es sind dies die Pferde gewesen, welche am meisten in die Oeffentlichkeit drangen und den großen Rauch zu der Aeußerung veranlaßten, wenn er noch einmal in seinem Leben eine Reiterstatue entwerfen sollte, würde er seine Studien an keinem von diesen Pferden machen.

Wenn man um die Zeit, als die Mobilmachung in ihrer höchsten Blüthe stand, und die Thaler zu den Staatsfenstern am lebhaftesten hinausflogen, unter den Linden spazieren ging, erblickte man oft Militair von Lieutenantsrang in wilder Hast unter den Bäumen hinsprengen und irgend einen blutigen Befehl an ein Commando bringen. Bald war vielleicht diese Thorwache nicht mit den Talglichtern ausgekommen, bald war bei jener zu viel Holz verbrannt! Hinter diesem Offizier sprengte wüthend ein Trainsoldat, dessen ungeputzter Schleppsäbel rasend in seines Rosses Weichen schlug, während er dieselben mit unbarmherzigen Sporen stocherte. Oder man sah um zwölf Uhr Mittags einen Trainartilleristen, der drei Pferde irgendwo hinbringen sollte, wo sie noch nicht gewesen waren, und mit diesem Geschäfte nicht zu Stande kommen konnte, weil seine Schutzverwandten anderer Meinung waren als er, und altfränkischer Weise wie Hogarth, die Kreislinie für die vollkommenste und schönste [13] hielten, weshalb sie sich in einer

solchen fortwährend herumdrehten. Alsdann trat ein Beamter der öffentlichen Ordnung, ein freundlicher Constabler, an diese Reiterstatue, faßte das Reitpferd beim Zügel, führte es einige Straßen weit, und die Schuljugend zog still und bewegt, aber voll Pietät gegen das Unglück hinter der Cavalcade her. Auch sah man wohl einen Trainsoldaten am Boden liegen, mit einem Abdruck des Berliner Straßenpflasters, vollkommen avant la lettre, auf dem Rücken, und sein Araber stand neben ihm und beroch ihn voll Mitgefühl. Berlin bekam nun auch einmal die Nachtseite der preußischen Militairverfassung zu Gesicht.

Diese Nachtseite belebte ungemein die Lokalpresse. Wenn es noch einmal erlaubt ist, eine große Wahrheit auf dem Wege der Presse in die berlinische Menschheit zu schleudern, und es ist erlaubt, so kann man sagen, es sind noch nie so viele Arme und Beine gequetscht und Löcher in den Kopf, auch wohl in den Schädel selber, geschlagen worden, als durch diese unseligen Pferde! Endlich gestalteten sich die Dresdener Conferenzen und diplomatischen Constellationen so, daß auch für das Trainpferd friedlichere Aussichten auftauchten. Das Maaß seiner Demüthigungen ist voll, es kann *verauctionirt* werden; aber wie viel hat es von seiner Herrlichkeit verloren! Dafür hat es seine alte Fröhlichkeit wieder gewonnen!

Dort stehen sie wieder alle im Kasernenhofe. Sie besitzen nicht wie die göttlichen Rosse des Achilles die Gabe der Rede und der Weissagung, [14] aber ihr Fell besitzt dafür die Gabe der beredten Schilderung einer großen Vergangenheit. Große kahle Flecken verrathen dem Hippologen die abreibende Gewalt des Riemenzeuges, schmale Streifen (etwa wie die Rillen auf dem Monde) die zerstörende Wuth der Kasernenpeitsche; zuweilen schlägt dieses oder jenes in hoffnungsfreudiger Empfindung nach den umhergehenden und verächtlich blickenden Husaren aus, wofür es einen schmackhaften Bissen mit der Säbelscheide erhält. Aber schon kommen die Käufer und die Stunde der Trennung schlägt.

Von fern und nah sind die Käufer herbeigeströmt. Der ferne

Oderbruch sandte seine reichen Bauern, Charlottenburg seine Menschen-Frachtfuhrleute, Spandau seine Rossebändiger und Berlin ist vertreten durch seine Droschkenfuhrherren, welche für irgend einen Renner, dessen Leben im Prämienwagenkampf ausgehaucht wurde, einen Ersatzklepper suchen. Die Auction beginnt.

Dreißig zum Ersten! Hm – hm – Fuchswallach, Hahnentritt, Anflug von Spath, Gallen, drei Mal gebrannt – fünf und dreißig … und fünfzehn Silbergroschen, zum Ersten, zum Zweiten – zum … Dritten, zugeschlagen. Fort, vor den Charlottenburger Thorwagen!

Vierzig zum Ersten! Schimmelstute – Koller und zwar Sommerkoller – Vierzig zum Ersten – zum Zweiten – zum Dritten, zugeschlagen. Vor die Droschke!

Dreißig bis vierzig Procent werden beim Ausverkauf verloren. Fort mit Schaden, wenn das Kriegsgeschäft aufgegeben ist! Fort mit Verlust, [15] wegen anderweitiger Geschäftsunternehmungen und wegen allzugroßer Concurrenz mit dem Auslande, – fort zu Schlauderpreisen!

Ach so endet der kriegerische Ehrgeiz edler Rosse! – Eines nach dem Andern, aber nicht mehr Schwanz an Kopf gefesselt, verlassen sie den Kasernenhof. Dieses ist gesattelt und von einem Bauern bestiegen, der sofort mit ihm einen kleinen Proberitt von sieben Meilen versuchen wird, jenes wird hinten an einen Heuwagen, dieses vorn neben ein Droschkenpferd gebunden.

Alle aber schlugen noch einmal wehmüthig mit den Hinterfüßen nach dem ungastfreundlichen Berlin aus, der Heimath des langen Hafers, und es wird still in der Stadt, denn die letzten Reste einer großen erinnerungsreichen Zeit haben sie verlassen.

* * *

[16]

3. DER LIEUTENANT.

KRIEGERISCHE ZEITEN VERWILDERN AUCH bürgerliche Sitten, bis in die Hinterstube des zahmen Scribenten dringen mörderische Trommeln, tödtliches Klirren der Sporen, niederschmetterndes Rasseln von Säbeln; wild fährt der rasende Schriftsteller auf, greift zur Feder und schleudert das Frescobild irgend eines embryonischen Napoleon auf's Papier.

Kühn wie das Vorbild, soll die Copie sein, aber es handelt sich nicht um die Heroen, welche von den Gelehrten der verschiedenartigsten Secten und Insecten, bereits genug beschrieben und abgebildet sind; es handelt sich um jene Befehlshaber über Fünfzig, welche durch die uuruhigen Zeitläufe an die Gestade der Hauptstadt geschleudert, unter dem Namen »Provinzial- oder Linienlieutenants« durch den Mangel an Taille und goldenen Litzen sehr bemerklich von ihren »superben« Kameraden unterschieden werden.

Der Lieutenant aus der Provinz ist das Opfer einer Januspolitik, die ihn nur aus seinem zerrissenen Schlafpelze auf die Landstraße schreckte, um ihn nach getäuschten Hoffnungen auf den Feldmarschallsstab, langsam aber sicher, in seine Garnison zurückzubringen, wo seine Gebeine einst, als Ueberreste eines der ruhigsten und friedlichsten Greise, unversehrt, in möglichster Vollständigkeit beisammen ruhen werden.

Nachdem der Lieutenant um halb zwei Uhr mit seinem Truppentheil unter den Linden [17] angelangt ist und den üblichen Vorbeimarsch überstanden hat, begiebt er sich in's Quartier, welches in eine der Wohnungen zu vierhundert Thalern Miethe verlegt ist; denn der persönliche Werth des Lieutenants wird von

der Weisheit der Servis-Commission etwa gleich vier Gemeinen veranschlagt. Sein Wirth ist ein Geheimer Rath mit einem Hangeboden. Dieser Hangeboden beherbergt sonst den unglücklichen weißen Sklaven, der des Geheimenraths Stiefel putzt, bei Tische aufwartet, und jenen hechtgrauen Oberrock mit grünem Kragen tragen muß, den des Geheimen Raths Vater 1811 anfertigen ließ, gerade acht Tage darauf, als der Komet mit dem langen Schweif erschien, weshalb der Rock zur Erinnerung an ihn gleichfalls mit einem solchen gesegnet ist. Der weiße Sclave ist für vierzehn Tage ausquartiert und schläft jetzt nicht, sondern wacht auf dem Boden neben dem Brennholz, in der beständigen Furcht, der halbe Haufe könne umfallen und ihn unter seinen Scheiten begraben. Der Lieutenant ist an seine Stelle gelegt. Das denkwürdige Mobiliar besteht in einem Sopha oder vielmehr in einer Menschenfalle oder einem Abgrunde, aus dem man, einmal niedersitzend, nicht wieder emporkommt, umgaukelt von vier birkenen Stühlen, welche dasselbe Kunststück verstehen, wie die Bajazzo's, d. h. mit den Beinen auseinander zu gleiten und mit dem Sitz platt an die Erde zu kommen.

In diesem Boudoir befindet sich das Fenster nicht oben, sondern unten über dem Fußboden, so daß man entweder Sphynxstellungen annehmen oder wie jene Fabelmenschen die Augen in [18] den Knien haben muß, um mit Erfolg hinauszusehen. Ein Spiegel, der aus mehreren Glasplatten zusammengesetzt, doch nur Fragment einer früheren Spiegelwand ist, läßt den Lieutenant sofort »berlinerblau« erscheinen, und eine Waschtoilette, früher zugleich Eßschrank des weißen Sklaven, ersetzt ihr mangelndes viertes Bein, wenn sie es je gehabt hat, durch Bindfaden, mit dem sie an jener Stelle an der Wand hängt. Dem Schranke nähern wir uns ungern, da sein Einsturz an jedem Tage zu befürchten steht, aber wir erwähnen einer Kommode, einer herrlichen Atrappe, weil sie ausgezogen eigentlich ein Bettgestell repräsentirt. Zeigen wir nun noch auf eine oben ausgebrochene Karaffe, über die ein trübes Glas gestülpt ist, wie der Turban über das Haupt eines schändlichen Renegaten, so haben wir

die Pflicht des Geschichtschreibers und das Recht des Lieutenants gewahrt.

Sobald dieser eingezogen ist, zieht er sofort aus, nachdem er seine Karte mit einem mündlichen Protest hinterlassen hat, denn das Quartier hat als Hangeboden den großen Uebelstand, daß ein Mensch von militairischem Maaß, ohne sich selbst vorher zu enthaupten, darin nicht aufrecht stehen und in der Kommode nicht ausgestreckt schlafen kann.

Der Lieutenant begiebt sich soeben zu einem Kameraden im Hause daneben, um diesem sein Leid zu klagen, als ihm auch schon ein kleiner Knabe mit einem irdenen Napfe voll köstlicher Kaldaunen und einem auf die Gabel gespießten Stück Brot nacheilt und ihn belehrt, daß er der [19] älteste Sohn des Kellerrestaurants sei, bei dem für die Zeit seiner berliner Saison der Lieutenant in Kost verdungen worden, von der anbei die erste Probe erfolge.

Durch Hin- und Hermärsche, Hangeboden und blaue Spiegel, Lindenparaden und Schlafkommoden, Garnisonsaussichten und Kellerkaldaunen erbost, betrachtet der Lieutenant die Anerbietung der Letzteren als einen casus belli und feuert auf den kleinen Kellerling ein »Donnerwetter« nach dem andern ab. Kellerling, im Gefühl seiner gerechten Sache, tritt einen geordneten Rückweg auf der allgemeinen Etappenstraße, der Haustreppe an und stellt sich unter den Schutz der Großmacht seines Vaters, der sofort den Hausknecht als außerordentlichen Gesandten zum Geheimen Rath hinaufschickt und um Verhaltungsbefehle bittet. Man beliebt im ersten Stock eine abwartende Politik und befiehlt, die Kaldaunen warm zu stellen. Der Lieutenant eilt fort, um Beschwerde zu führen, und in Zeit von wenigen Stunden marschiren statt seiner »*vier pommersche Füsiliere mit Kost, auf vierzehn Tage*« des Geheimen Raths Treppe herauf. Für den Anführer über Fünfzig aber beginnt das goldne Zeitalter in Berlin, denn er wird zu einem Kaufmann umquartiert!

Der Staat, in Liebe für die entbrannt, welche ihr Blut für ihn verspritzt haben, hat den Lieutenant zu einem reichen Kaufmann

einquartiert, der dem Glauben seiner Väter nie treulos gewesen ist und die Charte, welche dem guten Moses auf dem Berge Sinai octroyirt worden, aufs Strengste beobachtet. Dieser Kaufmann betrachtet den [20] Lieutenant als einen Gesandten des Herrn, einen gottgesalbten Emissär der Reaction, zu speisen mit Manna und zu tränken mit edlem Rebensaft. Sofort wird der Lieutenant in ein roth tapeziertes, mit einer Goldleiste verbrämtes Gemach geführt, wo ein prachtvoller Fußteppich liegt: Ein schwellendes Sopha verlockt den müden Krieger zur Ruhe, und in einem hohen Spiegel kann er sein Aeußeres von Kopf bis Fuß inspiciren.

Der Lieutenant hat eine unbesiegliche Vorliebe für seine tornisterblonden Haare. Seine aufgeworfene Nase überragt kaum zwei kleine aufwärtsgerichtete Bürsten von Schnurrbart, und ein Bataillon Sommersprossen verräth, daß jener glückliche Himmel an seiner Wiege lachte, der sich auch über der Heimath der Spickgänse wölbt. Sein treues Auge strahlt nicht Genie, sondern nur Subordination, seine Stirn ist nicht höher als seine Stellung in der großen militairischen Hierarchie, und seine Ohren stehen vom Helm ab, wie zwei phantastisch geformte Henkel von einer zugedeckten Suppenterrine. Er ist der neunte von elf Geschwistern, welche der heimische Edelhof gebar, und seine Mutter tröstete sich über seinen Mangel an Schönheit mit dem alten Lehrsatz, daß ein Mann schön genug sei, wenn ein Pferd grade nicht vor ihm scheu werde; sein Vater aber hatte gesagt: der Junge lernt nichts beim Hauslehrer und hat gegen jeden ein großes Maul – er gleicht seinen acht älteren Brüdern und kann wie sie – *Soldat werden*.

Während diese historischen Rückblicke den liebenswürdigen Leser unterrichten, ist die Zeit des [21] Mittagsessens für die Familie herangerückt, und die Hausfrau läßt durch einen Bedienten in eleganter Livrée anfragen, ob der Herr Lieutenant es vorziehe, auf seinem Zimmer oder mit der Familie zu speisen.

Unser Held, sich erinnernd, daß alle Preußen eine große Familie bilden, läßt sagen: en famille! und wendet an seine Person einige Striegelhandgriffe, ohne die er in der Berliner Societät nicht

auftreten zu dürfen glaubt. Sein bester Waffenrock wird angezogen, die schwarzseidene Cravatte umgethan, und die verbrannten dicken Hände in das letzte Paar Glacéehandschuhe gezwängt. So erscheint der Retter des Vaterlandes und der Börse bei Tische. Hier eröffnet sich ihm eine neue Perspective.

Der reichste Tisch, an dem er bisher gespeist, war der des Commandirenden der Garnison, da aber die Frau Commandirende ihr Tafelservice aus Geschenken und Auctionen in verschiedenen kleinern Garnisonen zusammengesetzt hat, so entbehrte es jener Einheit, ohne die es kein wahres Kunstwerk giebt. Obgleich der Lieutenant nur der leichtsinnigen und schnellfertigen Truppengattung der Füsiliere angehört, besitzt er doch so viel gediegenen Kunstgeschmack, um sich bei der Wahl zwischen allerlei verzwicktem Porzellan oder Gesundheitsgeschirr mit abgestoßenen Ecken und blankem Silbergeräth für letzteres zu entscheiden. Er verhehlt sich nicht, daß sein auf den Tisch der Frau Commandantin gegründetes Ideal einen starken Stoß erleidet und ertränkt seinen Unwillen über gestürzte Ideale und zugemutheten [22] »Kaldaunismus« in der vortrefflichen Suppe. Kaum ist diese vorüber, so füllt der Hausherr die Gläser, begrüßt unseren getrösteten Tapfern in Berlin und trinkt auf das Wohl aller derer, welche Berlin seinen Oberbürgermeister und ihm speciell seinen Schlaf wiedergegeben haben.

Beim Anstoßen mit den englischen Gläsern entdeckt der Lieutenant vis-à-vis in der Tochter vom Hause eine nichts weniger als blonde Schönheit, mit feurigen schwarzen Augen. Die Assimilirung des trefflichen Rostbeef's mit seiner Person hat jetzt keinen Reiz mehr, er verbrennt sich den Mund mit flammendem Plumpudding und albernen Redensarten, und als nun gar beim Dessert trefflicher Champagner ihm zu Ehren knallt, segnet er den Hangeboden, ohne den wahrscheinlich nicht sein Himmel jetzt voller Geigen hängen würde. Man überläßt ihn nach Tisch seiner Phantasie und der Einsamkeit des trefflichen Sopha's, aber nachdem im Comptoir die Geschäfte geschlossen sind, erscheint der Bediente

aufs Neue und ladet den Gast zur Partie ein.

Im Gesellschaftszimmer findet der Lieutenant fünf Verwandte seines Wirthes, welche sämmtlich wie dieser den wohllautenden Namen: *Itzig* führen und von einander im Gespräch nur dadurch unterschieden werden, daß der Hausherr und seine Angehörigen diesen Namen bei jedem Verwandten anders aussprechen. Indem die fünf Herren Itzig dem Lieutenant durch ihre communistische Namensgemeinschaft schreckliche Unbequemlichkeiten in der Unterscheidung ihrer Persönlichkeiten bereitet haben, zerstreuen sie ihn, indem sie [23] möglichst dümmste Fragen über die Construction der Zündnadelgewehre thun. Sobald er ihnen auseinandergesetzt hat, daß man mit diesem Gewehre nicht eine Meile weit schießen könne, zeigen die beiden jüngsten Itzig's eine unverkennbare Verachtung gegen den Lieutenant, der Hausherr aber zieht ihn an seinen Bostontisch, zu dem ihm unser Heros nicht ohne Herzklopfen folgt.

Die ungeheuer lügenhafte Versicherung, daß bei Itzig sen. noch nie höher als das Hundert zu fünf Silbergroschen gespielt worden sei, giebt ihm sein militairisches Selbstvertrauen wieder und läßt ihn übersehen, daß an ihm nur ein Act der Nachsicht und des Mitleidens geübt werde.

Nichtsdestoweniger und trotz einer Anstrengung, die erbsengroße Schweißtropfen auf seine Stirne treibt, spielt er so schlecht oder unglücklich, daß er fünfundzwanzig Silbergroschen von dem eisernen Fond in seinem Portmonnaie verliert. Dieses Deficit seiner Börse und seines Herzens, dessen sich bereits ganz und gar die reizende Tochter vom Hause bemächtigt hat, bereitet ihm eine schlaflose Nacht.

So verfließen vierzehn Tage auf gleiche Weise. Am funfzehnten sehen wir ihn mit seinem Bataillon nach dem Stettiner Bahnhof abziehen. Der Helm ist finster in seine Stirne gedrückt, der Schnurrbart sträubt sich struppiger denn je, der graue Mantel schlottert um seine Beine, und von Zeit zu Zelt »ranzt« er die nebenher schlendernden Füsiliere an. Den zweiten und vierten

Herren Itzig's, die ihm in der Friedrichsstraße begegnen, dankt er sehr gemessen für ihren Gruß [24] und verschwört es, Berlin je wieder zu betreten. Was ist es, was diesen Tapfern so verstimmt, ihm die Erinnerung so bitter macht? Junger und alter Mensch, der du diese Tragödie liesest, habe Achtung vor dem Unglück, auch wenn es bei der Infanterie dient und in Pommern in Garnison liegt: ein Hangeboden empfing ihn in Berlin, ein *Korb* begleitet ihn aus Berlin. Nicht immer ist das Sprichwort wahr:

Fortes fortuna adjuvat

* * *

DER STADTREISENDE.

[25]

I.

EHRGEIZ UND GEWINNSUCHT führen den Menschen ungleiche Bahnen. Den Einen treibt es aus Neu-Cöln am Wasser und der Königsstraße nach Californien, der Andere findet sein Californien in der Königsstraße und Neu-Cöln am Wasser. Jener steigt an Bergabhängen der Cordilleren empor, die Physiognomieen der Vulkane zu studiren, und fürchtet nicht, in Klüfte und Abgründe zu stürzen, dieser klettert mit Calicotproben und Futterkattunen bis in das vierte Stockwerk empor, studirt die Physiognomieen der Menschen und bebt nicht vor dem Gedanken zurück, gewaltsam vier beinzerschellende Treppen hinabgeschleudert zu werden. Es giebt *Weltreisende*, aber es giebt auch *Stadtreisende*. Wir haben nur einen Verfasser des Kosmos, aber wir besitzen unzählige Straßentouristen und fahrende Kosmopoliten des Handels.

Der Stadtreisende ist ein Mann, dessen Heimath in einem fernen Büreau und Waarenlager für Kaffee, Zucker, Rum, Farbestoffe, Wolle und seidene oder baumwollene Waaren u. dgl. m. liegt; [26] er befährt die Häuser einer Stadt, um diese Waaren abzusetzen, und lebt von der Tantième, welche ihm sein Haus zahlt. Für gewöhnliche Reisende ist das Wort Gastfreundschaft ein schöner Laut; der Stadtreisende kennt keine Gastfreundschaft. Obgleich in einer civilisirten Welt, lebt er dennoch allen Gefahren ausgesetzt, wie sie nur der unvorsichtige Umgang mit den Nationen mit sich bringt, welche die ehrwürdige Sitte bewahren, entweder den unvorsichtigen Ankömmling zu scalpiren, oder ihn nach englischer Sitte halbgar gebraten als Diner einzunehmen. Das Bewußtsein, fortwährend Drangsalen und Gefahren ausgesetzt zu sein, als da sind: Abklemmen von Fingern, welche unvorsichtig zwischen eine

unwillig und schnell zugeschlagene Thür geschoben sind, Bisse von kleinen oder bösartigen Hunden, Ricochettschüsse von Borstwischen oder Besenstielen, Kernschüsse von Schemelbeinen, Ueberschwemmungen von Auswaschwasser; dieses Bewußtsein giebt dem Stadtreisenden eine siegesgewisse Ueberlegenheit über die Menschen, wie sie sonst nur Marmorbildern der alten Welt und modernen Ministern eigen zu sein pflegt. Eine antike Festigkeit ruht auf dem Exterieur des Stadtreisenden, er ist der Mann, den die kleinen Wechselfälle des Lebens nicht mehr erschüttern; der Mann, der stets ein wechselfälliges Leben führt. Wie der alte Lacedämonier, wenn er in die Schlacht ging, putzt er sich vor seinen Stadtreisen; wie jener sich nie von seinem Schilde, so trennt er sich nie von seinen Proben.

Sein Privatleben selbst bildet mit den [27] Stürmen und großen Ereignissen seiner äußeren Existenz einen friedlichen lieblichen Contrast; sanft verrinnt es zwischen Macassaröl und Bartwichse. Wie die Helden der Sage kehrt er nach unglaublichen Thaten und mythischen Kopfnüssen, an denen das gewöhnliche Menschenkind zu Grunde geht, Abends an seinen Heerd zurück und übt sanfte Künste des Friedens. Ein reines Gewissen und eine Violine mit geflickter E-Saite sind des stadtreisenden Menschen schönstes Ruhekissen.

Der Stadtreisende erhebt sich Morgens um neun Uhr von seiner Pferdehaarmatratze, steigt auf das Bärenfell vor seinem Bette, und wirft einen fragenden Blick in den Trimeau, der hart vor seiner Schlummerstätte aufgestellt ist, damit bei dem Lever des Stadtreisenden der schönste Mensch des Erdenrunds: sein Spiegelbild anwesend sei. Nachdem das Resultat dieser Beobachtung zufriedenstellend ausgefallen ist, denn der Stadtreisende ist ein Mann, der als selten begabter Geist mit seinem Zeitalter fortschreitet und alle Phänomene der Glatze und Krähenfüße an den Augen mit dem Entwicklungsgange der Geschichte philosophisch vereinbart, schleudert er mit einer schwungvollen Gebehrde, die er von Rott als Lear gelernt hat,

seinen violetten manchesternen Schlafrock über die Achseln und zieht mit herablassendem Gestus rothsaffianene Morgenstiefeln an. Da er weiß, daß es auf Erden für den Menschen keine demüthigendere Stellung giebt, als die des Stiefelnanziehens, bei der sich selbst die Mächtigen der Erde bücken müssen, so unternimmt er dieses Geschäft fern von dem Spiegel [28] in einer dunklen Ecke. Niemand darf Zeuge dieser Erniedrigung einer gebietenden Natur sein. Alsdann wirft der Stadtreisende einige Phrasen aus Belisar oder der Sonnambula hin. Er singt ja den Elvino sowohl als den Alamir ausgezeichnet und prüft sein Falsett in einigen ganz besonders schwierigen Tonverbindungen. Da er Ursache hat, mit seiner Stimme nicht ganz zufrieden zu sein und namentlich das hohe E nicht prompt und sonor anspricht, klingelt er und bestellt bei der Wirthin das Gelbe von einem Ei mit zerstoßenem Zuckerkand. Bis das Ei kommt, geht er im Zimmer auf und ab und malt sich die traurigen Folgen aus, die für ihn aus dem Verluste seiner Stimme entstehen könnten, denkt an den verfluchten Weinreisenden, seinen musikalischen Feind, der mit ihm um die Palme des ersten Tenors unter den Stadtreisenden kämpft, und zerknirscht endlich mit einer Hast und Erbitterung den Zuckerkand, als ob er den verfluchten Weinreisenden selber zwischen den Zähnen hätte. Nach der Besorgung der künstlerischen Angelegenheiten folgt der Kaffee, den der Stadtreisende mit hohem Anstande einnimmt. Als belesener Mann und genauer Kenner der Sitten alter und neuer Zeiten hat er gefunden, daß namentlich die orientalischen Völker einen eigenthümlich großartigen und klassisch ruhigen Anstand in den Situationen des Kaffeetrinkens und Tabackrauchens entwickeln sollen. Er hat sich deshalb ein Nargileh zugelegt und raucht seine Wasserpfeife, sitzend auf dem Sopha mit untergeschlagenen Beinen. Leider muß er sich selbst sagen, daß die nach Schönheit [29] dürstende Menschheit um seinen Anblick komme und daß er jenem Kunstwerke gleiche, das nach des Philosophen Definition gar nicht existire, wenn es in den Urwäldern Südamerika’s verborgen sei, da der Begriff des Kunstwerkes erst

durch den Beschauer vollendet werde. Der Stadtreisende wechselt deshalb das Sopha mit dem Fensterkissen, auf welches er sich zwar nicht mit untergeschlagenen Beinen setzt, aber doch mit verschränkten Armen stützt, nachdem er die Wasserpfeife mit einer Cigarre vertauscht, den rothen Carneolsiegelring an den Zeigefinger gesteckt und sein Haupt mit dem Feß bedeckt hat. Der ächte Stadtreisende trägt nämlich öffentlich nur den pariser Gibus, privatim *nur* den Feß. Er deutet damit an, daß sein Herz allerdings an den gastfreien Gewohnheiten der Orientalen, an Haremssitten und Mokkaphantasieen hänge, daß ihm aber auch die Neuerungen und Fortschritte der türkischen Civilisation wohlbekannt seien. Im Geheimen wiegt er sein Herz in der süßen Hoffnung, vermöge des Feß, wenn nicht für den Gesandten der hohen Pforte selber, so doch für einen ächttürkischen Attaché gehalten zu werden. So öffnet er mit großem Geräusch beide Fensterflügel und bläst wie ein Packetboot, das seine Dampfkraft prüfen will, einige schnelle blaue Wolken in die Straßenluft hinaus. Da es etwas kühl ist, kehrt er um und legt ein Cachenez mit türkisch-rothem Grunde und blauen Blumen an. Jetzt folgt die sofortige Prüfung der Fenster des gegenüberliegenden Hauses, in dem einige Mädchen und Frauen wohnen, deren Herzen [30] gebrochen zu haben der Stadtreisende sich schwere Vorwürfe und manchen kummervollen Moment macht. Diese Mädchen und Frauen sind, um dem Anblick ihres gefährlichen Adonis zu entgehen, so weit gekommen, wenn er zu Hause ist, sämmtliche Vorhänge und Fenster nicht zu öffnen, und der Stadtreisende billigt, wenn auch mit dem leisen Bedauern, daß zu viel Liebenswürdigkeit und Schönheit am Ende auch ihren Besitzern verderblich zu werden pflegen, diese strenge aber weise Maßregel.

Der Stadtreisende stellt nun einige Betrachtungen und Beobachtungen über sich selbst an, welche die Zukunft des Tages zum Gegenstande haben, aber erst später enthüllt werde dürfen; der große Moment der Toilette rückt immer näher. Ihm voran geht der noch größere des Frisirens. Unser Mann hält in der Farbe seines Haares die richtige Mitte zwischen dem Goldhaar des alten braven

Teutonen Arminius und dem nächtlich-schwarzen Nathan, der, obwohl nur in Calico machend, doch durch seine furchtbare Zudringlichkeit unserem Helden das Terrain ganzer Stadttheile verdirbt. Sein Haar richtig gescheitelt, macassargeölt, mit Bandeauline getränkt, schlägt die verbrauchten Gleichnisse der Dichter aus dem Felde. Von jetzt an werden die lyrischen Poeten sich nicht mehr in dem blauen Aug der Geliebten, im silbernen Bache, in der glatten Eisfläche und ihrer eigenen Narrheit spiegeln, sondern in dem blanken Scheitel der Stadtreisenden. Wie jener Römer bringt er vor dem Spiegel Stunden lang zu, ein einziges [31] widerstrebendes Haar der richtigen naturgemäßen Locke anzureihen. Ist aber dieses Werk vollendet, dann überkommt den Stadtreisenden Siegesgewißheit, er stürzt eilig in seine Kleider, schmückt das Oberhemd mit einer riesenhaften Nadel, als deren Knopf irgend ein fabelhaftes Thier aus getriebenem Golde prangt, ergreift das Stöckchen mit dem elfenbeinernen Frauenknie, woran er auf der Straße zu käuen pflegt, drückt den Gibus verwegen aber nur locker auf das duftende Gelock und geht am Horizont der Straße in lackirtem Gestiefel auf.

Diese Zeilen, die nur vom Privatleben des Stadtreisenden handeln, berühren noch nicht das wüste Treiben seines geschäftlichen Lebens; wir finden ihn wieder am späten Nachmittage, beschäftigt mit einer Partie »Sechs und Sechszig« oder den ultratalmudistischen Spielen »Franzefuß« und »Klabbergaß«. Als Mann von Geist pflegt er regelmäßig in diesen Spielen seinem Gegner einige Thaler abzunehmen und gewöhnlich unvorsichtige Neulinge des Provinzialhandels, Jünglinge, die erst seit kurzer Zeit in das Residenzgeschäft eingerückt sind und es für die höchste Ehre erachten, mit dem so berühmten Reisenden zu spielen, in aller Form Rechtens einzuschlachten. Dann sieht der Stadtreisende nach seiner großen Cylinderrepetiruhr mit stehenden Secunden, rückt vor dem Spiegel die Cravatte zurecht und begiebt sich in die Gesellschaft, deren Zierde er heute eben ist.

Die Gesellschaft, zu der sich der Held des Tages begiebt, ist

folgerichtig eine musikalische, [32] und zwar eine vokalinstrumentale. Vier junge Handlungsreisende haben ein reizendes Männer-Quartett begründet, das sich befleißigt, nicht nur des Deutschen und Preußen Vaterland, sondern auch einige Lieder von Kücken und Schäffer mit besonders ergreifenden Nasaltönen der Tenöre und rücksichtsloser nie endender Tiefe der Bassisten vorzutragen. Nicht flennt schneidender der Katze Jammer zum Märzhimmel, kein Hund jammert wehmüthiger ob seines getretenen Schwanzes, als der einsame Gesang der Stadtreisenden, wenn er aus der Höhe des oberen Geschosses über die Straße schallt und von allen Kranken und Wöchnerinnen verwünscht wird. Für dieses Quartett hat unser Stadtreisender sein Falsett aufgespart, hier ist die Arena für sein hohes C, hier lacht er über die kümmerlichen Anstrengungen von Leuten wie Rubini und Moriani. Nur die Eifersucht, mit der er über seinen Ruhm wachen muß, verbittert zuweilen die sanfte Stimmung, die in seinem Busen wohnt und anderen Sterblichen durch seine süßen minniglichen Klagelaute mitgetheilt wird. In dieser Gesellschaft läßt er sich endlich auch, durch die Bitten der Frau vom Hause und mehrerer Töchter, nicht der Freude, sondern des Schmerzes, erweichen, seine berühmte Arie des Alamir: »Zittre Byzanz!« zu singen, wobei alle Gegenstände im Zimmer, die nicht niet- und nagelfest sind, mit Byzanz zittern. Nach der Arie bringt man das Gespräch auf die Kraft der Stimmen, und der Stadtreisende erzählt zum zweihundertfünfundsiebenzigsten Male die Geschichte von dem Bierglase, das er an der [33] Table-d'hôte zu Teplitz »zersungen« hat, indem er sein C darin kräftig aushielt.

Nach diesem Nonplusultra der Gesangskunst kann das Streichquartett einiger jungen Leute, die im Gebrauch ihrer Instrumente durch ihre an ewigem polarischem Froste leidenden Hände sehr verhindert werden, nur unbedeutende Sensation erregen. Sie spielen ein Quatuor von Beethoven so kostbar, daß gerechterweise diese Instrumente nie wieder zu profanem Gebrauche entweiht werden, sondern ihnen unmittelbar nach dem

Rondo auf den Köpfen zerschlagen werden müßten. Nach dem Abendessen, das durch einen improvisirten kalten Punsch eine poetische Zugabe erhält, an der unser Stadtnomade seiner Stimme wegen leider keinen Theil nehmen darf, singt er noch einige Couplets leichterer Art, zu einer Guitarre mit blauem Bande und küßt die Tochter des Hauses hinter einer Thür herzhaft ab, wobei etwas Bartwichse auf ihren zarten Wangen sitzen bleibt.

Gegen elf Uhr trennt man sich, um den heiteren Verlauf des Tages in Hollerbachs Colosseum in göttergleicher Natürlichkeit mit privilegirten Bachantinnen zu beschließen.

So sieht die heitere Seite eines stadtreisenden Daseins aus.

* * *

[33]

II.

ES IST PSYCHOLOGISCH INTERESSANT, wenn auch wehmutherregend, daß der Stadtreisende durch eine übergroße Liebe zu sich selbst, die Schrecknisse der Welt in seinem Innern zu betäuben [34] und seiner Phantasie idyllische Richtungen zu geben sucht. Nicht alle Reisende lieben die Musik, obwohl dieses Steckenpferd das am meisten gerittene zu sein pflegt. Auch andere Künste, durch deren Ausübung man sich leichter in die Herzen und Thüren der Menschen zu schleichen vermag, sind bei ihrer Zunft beliebt. Einige sind schlechte Portraitmaler und trennen sich nie von einem Kasten mit bunten Stiften und einigen Bläschen halb vertrockneter Oelfarbe. Sie haben ewig in ihrem Zimmer eine Staffelei mit einem Gemälde stehen, das wie die Weltschöpfung nie fertig wird, ein Gemälde, an dem im hohen Sommer die Fliegen als musivische Künstler mitarbeiten. Stadtreisende dieser Art verfallen leicht in eine schwermüthige Haltung, wissen Oehlenschlägers Correggio auswendig und tadeln gern den Undank der Großen gegen die Kunst und die Lauheit des Publikums gegen die armen Künstler. Sie behaupten von sich, daß sie eigentlich mit einem unverkennbaren Talent zur Bildhauerei auf die Welt gekommen, aber durch ihren Beruf von dieser großartigen Kunst abgekommen seien. Wer ein so bewegtes Leben führe, könne sich nicht mit Marmor und Meißel umherschleppen. Wenn man aus einer Kunstausstellung einen jungen Mann mit elegisch gekämmtem Haar, luguber gestutztem Backenbart und großen blendendweißen aber zurückgeschlagenen Manschetten, die Hände auf dem Rücken gefaltet und in ihnen einen Katalog, mit finsterer und unzufriedener Miene vor dem großen Oelbilde irgend eines berühmten Künstlers

stehen sieht, kann man darauf rechnen, [35] den malerischen Stadtreisenden vor sich zu haben. Eben so sicher kann man aber annehmen, daß ein gewisses Portrait in der Ecke, welches einen jungen Mann vorstellt, der beim schwärmerischen Schimmer des Mondes einen Preiscourant betrachtet, das Conterfei seines eigenen Götterbildes ist, unter dem nicht das gelehrte »ipse fecit« fehlt. Unglückliche Familienväter, die von ihm einmal Waare genommen und lebende Töchter haben, können sich seiner in diesem irdischen Jammerthale nicht mehr erwehren. Gleich dem Podagra und dem Hunde verläßt er solche Leute nicht wieder, sondern portraitirt die Töchter und putzt die Bilder alljährlich, wie die Holländer ihre Häuser, mit frischer Farbe wieder ab.

Andere sammeln Conchylien, Käfer und Schmetterlinge und besitzen einige Kenntnisse in den Naturwissenschaften. Sie treiben einen Tauschhandel mit Doubletten und dringen so in Häuser und Familien, die ihnen sonst ewig verschlossen bleiben würden. So mancher harmlose Insectensammler hat seinen wissenschaftlichen Eifer durch eine ihm angeschmierte schlechte Wein- oder Cigarrensorte schmerzlich enttäuscht gesehen. Der Stadtreisende dieser Art bleibt stets heiter. Sein Motto ist, daß die Natur gleich ihm ewig vergnügt sei und nichts von Kummer und Herzeleid wisse.

Eine ganz besondere, ernste und würdige Sorte von Stadtreisenden sind die Sammler von Meerschaumpfeifenköpfen, mit denen sie nach Befinden der Umstände auch einen kleinen Handel zu treiben lieben. Gewöhnlich pflegen diese Herren vielgeprüfte ältere Männer zu sein, die etwas erspart [36] haben und sich bald etabliren wollen. Junge Stadtreisende sind dieser Liebhaberei selten ergeben.

Der Wahnsinn, in den die jungen Stadtreisenden am leichtesten verfallen, ist die fixe Idee, daß sie feine Reiter seien. Ein edler Stolz und das Bewußtsein einer höheren Lebensaufgabe hält sie jedoch ab, sich unter die gemeinen Sonntagsreiter zu mischen. Sie besuchen die Buden der Kunstreiter, unterhalten Liebschaften mit den Schulreiterinnen, kommen mit vertraulicher Miene aus den

Stallungen, während die Vorstellung dauert, und zeichnen sich durch silberne, spiegelblank geputzte Sporen aus. In ihren eigenen Reitversuchen werden sie von einem unerklärlichen Mißgeschick verfolgt, weshalb die Mehrzahl von ihnen aus den Reihen der praktischen in die der theoretischen Reiter übergegangen ist. Durch die Beobachtungen wahlfähiger, gesetzter Männer ist festgestellt worden, daß einige den Unwillen der von ihnen gerittenen Miethspferde in einem so hohen Grade gereizt haben, daß diese sie mit den Zähnen beim Fuße gepackt und aus dem Sattel gezogen haben. Thatsachen, welche die Erziehung der preußischen Miethspferde als auf einer sehr niedrigen Stufe stehend erscheinen lassen. Man findet den reitenden Stadtreisenden am häufigsten an Wochentagen in Charlottenburg, wo er vor dem türkischen Zelt auf- und absprengt, so lange es nämlich seinem Pferde gefällig ist, ihm diese Freude zu machen.

Andere Stadtreisende haben unzertrennliche Bündnisse mit Hunden geschlossen. Der [37] Bulldogg ist bei ihnen besonders beliebt, weil er nach ihrer Angabe vortrefflich *beißt*. Diese Reisenden pflegen verbitterte menschenfeindliche Gemüther zu besitzen und Rachegedanken gegen treulose Kunden und grobe ablehnende Charaktere zu hegen. Sie phantasiren gern in Zwielichtsstunden davon, solche Individuen von ihrem Bulldogg zerreißen zu lassen. Ein feiner geschäftsmäßiger Zug an ihnen ist, daß sie ihre Hunde nie im Amt mitnehmen, um alle etwaigen blutigen Conflicte zwischen ihren und anderen Hunden oder sehr beliebten Hauskatzen zu vermeiden. Meistens besitzen sie auch einige thierarzneiliche Kenntnisse, treiben Würmer ab, scheeren intimen Freunden allerhöchst eigenhändig ihre Pudel und sind, wenn sie Jagd- und Hühnerhunde besitzen, leidenschaftliche Jäger. Zuweilen bemerkt der Menschenkenner an letzteren einen Zug von tiefer Schwermuth, der daher rührt, daß sie einen unvorsichtigen Freund auf der Jagd erschossen haben. Glücklicher Weise ist dies nur eine Münchhauseniade.

Die literarischen Stadtreisenden machen eine besonders

distinguirte Klasse aus. Diese Kategorie wird nicht sowohl von denen gebildet, welche schreiben, denn außer ihren Tagebüchern und ihrer Correspondenz nach außerhalb pflegen sie keine schriftstellerischen Resultate zu erzielen, als von den Liebhabern der klassischen Literatur. Man muß es auffallend finden, daß diese höheren Stadtreisenden eine grimme Verachtung gegen die neue Literatur nähren und mit Liebe an den älteren, namentlich an Goethe hängen. Einer von ihnen, der auch stark im Tenor und mit der Palette [38] war, konnte von keinem anderen Dichter, als von Goethe reden hören. Wilhelm Meister kam nie von seinem Cylinderbureau, und in Gesellschaft pflegte er gern das Gespräch auf die Farbenlehre zu bringen. Dieser junge Mann bereiste die Stadt im Interesse des Colonialwaarenvertriebes eines großen englischen Hauses.

* * *

[38]

III.

IST DAS Privatleben der Stadtreisenden durchschnittlich ein von anakreontischen Belustigungen durchwebtes, ein Kleinarkadien, so erliegt ihre öffentliche Beschäftigung, ihr Beruf, sich verschiedenen und hartnäckigen Naturen anpassen zu müssen, den bittersten Unannehmlichkeiten. Das Schicksal raubt ihnen mit der Linken, was es ihnen mit der Rechten geschenkt hat; aber es stählt sie die Erfahrung und das unerschütterlichste Selbstvertrauen. Als Goethe jene denkwürdigen Verse in seinem Tasso niederschrieb: »Es bildet ein Talent sich in der Stille, doch ein Charakter in dem Strom der Welt«, hatte er gewiß den Stadtreisenden vor sich und es war ihm so eben ein Anker Niersteiner oder Laubenheimer ausgeredet worden.

Alle Typen der Stadtreisenden auszuführen, geht weit über den spärlichen Raum eines Aufsatzes hinaus; der Stadtreisende harrt noch seines *Büffon*. Nur einige in die Augen fallende Nuancen können hier zu ihrer Geltung gelangen. Das Leben der Wein- und Tabaks-Stadtreisenden ist Großstädtern am interessantesten; diese beiden Klassen zu beobachten, ist ihm die meiste [39] und fruchtbarste Gelegenheit geboten. Aber auch unter ihnen giebt es fast eben so viel Spielarten als Individuen und es lassen sich eben nur gewisse, großartige Züge des Naturells, als Zudringlichkeit, dickes Fell und Maulfertigkeit als maßgebend festhalten. Der Weinreisende ist die bekannteste aber auch verfolgteste und gemiedenste Species. Als die edle Gattin eines reichen Weinhändlers erfuhr, daß ihr ältester Sohn, der im Geschäfte des Vaters war, seinen ersten Ausflug in die Welt als Weinreisender machen sollte, verfiel sie, eingedenk des Ruhmes der Ahnen, sie war eines

geheimen Rathes Tochter, in Verzweiflung und wollte sich von ihrem Gemahl scheiden lassen. Nur den Vorstellungen des Familiengeistlichen, daß ohne Gottes Willen dem Menschen kein Haar auf seinem Haupte gekrümmt werde und daß der Weinreisende wie der Sperling auf dem Dache, unter dem Schutze des Herrn stehe, gelang es, die unglückliche Mutter zu beruhigen und durch die Religion zu stärken. Der Sohn reiste ab und kam nach einem Vierteljahre zurück mit einem Zittern der Hände, das er sich durch den übertriebenen und erzwungenen Genuß des Weines zugezogen hatte. Er zitterte so lange, bis er an einem Morgen nicht mehr zitterte, weil er todt war.

Er war zu jung zum Weinreisenden gewesen. Es ist nothwendig, daß der Reisende dieser Art ein gesetzter Mann sei, da aber keiner in seinen besten Jahren auf die Welt kommt, sondern erst allmälig heranwächst, pflegt man die jüngeren Weinreisenden zuerst gern über Land zu schicken. [40] Der Stadtreisende in Wein muß ein Mann reiferen Alters sein, ein Mann, der alle Gefahren des Weines hinter sich hat. Er besitzt eine kalte unerschütterliche Ruhe, die leider seine jungen und grünen Weine nicht zu theilen pflegen. Wenn er in euer Zimmer tritt, macht er den Eindruck eines philosophischen Kopfes, dessen Ansichten durch viele Leiden geläutert und befestigt sind. Mehr blaß als geröthet, ist er meistens eher mager als fett und nichts verräth an ihm den Weintrinker. Nur der scharfe Beobachter erkennt in ihm an gewissen Putzgegenständen, welche eine erhitzte Einbildungskraft verrathen, den Reisenden. So pflegt er an seiner zarten goldenen Uhrkette sehr gern eine Menge kleiner französischer Berloquen zu tragen, um sie nach Tische oder in sonstigen ruhigen Momenten abzuschrauben und zur Unterhaltung der Gesellschaft umherzureichen. Obgleich er den Rock zugeknöpft trägt, guckt doch am Halse der Kragen hervor und verräth einen Sammet von greller Farbe, die wahrscheinlich der gewöhnliche schlichte Civilist nie tragen wird. Der tief erfahrene Reisende und Kenner der Privatmenschen, auch wenn er nicht mehr auf seinem Angesicht jenen Pfirsichhauch der Jugend hat, muß stets etwas

geeignet Auffallendes bei sich haben, die Aufmerksamkeit der Menschen zu fesseln. Ein großer Champagnerreisender, eine Art moussirender Rothschild besaß u. a. eine Tabacksdose von getriebenem Golde, welche das Champagnerlied aus dem Don Juan spielte. Mit Hülfe dieser allerdings kostbaren Dose konnte er in jedem Augenblicke nach Belieben das Gespräch auf seine Waare bringen. [41] Dieser Mann war aber auch der Neid der ganzen Schule und berühmt wegen seiner Geschäfte. Ein anderer trug einen sauberen Stock, der aus einer Weinrebe zugerichtet war und als Knopf einen Smaragd besaß. An diesen Stock pflegte er die Geschichte des Weinberges zu knüpfen, aus dem er stammte, um so seinen Zuhörer unvermerkt und allmälig in die Tinte zu bringen.

Man theilt die Stadtreisenden in Wein in zwei Klassen. Die eine geht zu den Weinhändlern, die andere nur in die Privathäuser. Die erste Klasse ist die solidere, bessere, da sie ausschließlich mit Kennern zu thun hat. Im Ganzen sind ihr die kleineren Kunstgriffe des Metiers fremder und das Exterieur ihrer Mitglieder täuscht selbst ein erfahrenes Auge. Ein hagerer, ernster Mann, der bei Tisch nur Wasser trank, von Bildern und schwarzer Kunst sprach, am Magen litt und aus einer hölzernen schlechten Dose schnupfte, reiste für ein großes rheinisches Haus. Dagegen entdeckt man wieder Anomalien der schreiendsten Art. Einer dieser Stadtreisenden schminkt sich noch heute roth und weiß, schnallt seinen Rock inwendig zu, wie die russische Garde, trägt seit zwanzig Jahren Haar und Schnurrbart von herrlicher acherontischer Schwärze und wähnt das weibliche Berlin in sich verliebt. Der Wahrheit zu Ehren sei hier aber bemerkt, daß dieser Mann nicht Weinreisender, sondern für ein londoner Haus Rumreisender ist. Die erste Klasse steigt Vormittags in die Weinkeller der Hauptstadt hinab, erkundigt sich nach den Principalen, bestellt ein Frühstück und verwickelt den Principal in ein Gespräch über den [42] muthmaßlichen Ausfall der Jahresernte. Von diesem Gespräch aus müssen nun die unsichtbaren Fäden gesponnen werden, in deren Gewebe der Weinhändler zuletzt mit der Einwilligung zu einer

Probe erliegt. Diese Probe ist schon ein halber Sieg des Stadtreisenden, das Prävenire zum eigentlichen Sündenfall. Am Tage der Probe stellt er sich mit sechs bis acht kleinen Fläschchen ein, in welche allezusammen kaum ein halbes Quart geht. Die Hälfte jedes Fläschchens wird in ein Weinglas gegossen und je Fläschchen und Glas nebeneinander postirt, worauf Principal und Weinreisender riechen, kosten, schnüffeln, wieder kosten, schmatzen, schütteln, gegen das Licht halten, von Oben und Unten betrachten. Hat sich der Principal für eine Sorte entschieden, so werden die Nektarsorten wieder vorsichtig, als ob sie flüssiges Gold wären, in ihre Fläschchen zurückgegossen und der Reisende zieht weiter. Er hat seinen Tag nicht verloren, sondern schreibt die Bestellung sofort nach Hause.

nunc est bibendum
nunc pede libero pulsanda tellus.

Und er fährt mit Bassisten des Theaters, die seine Freunde sind, nach Potsdam.

Die zweite Klasse ist die gefährlichere. Wer besäße einen, wenn auch noch so kleinen Weinkeller und könnte an seinen Magen schlagen und sagen, er hätte ihn nicht wenigstens einmal durch die Schuld eines dieser Stadtreisenden verdorben. Es ist leider nur allzuwahr und wirft abermals einen betrüblichen Reflex auf den deutschen Volksstamm, daß diese Herren das meiste Weh und Uebel durch vaterländische Weine anstiften. Da [43] war einer unter ihnen, der Vieler Sündenbock sein mag, den die Natur knorrig und verwachsen, wie die unscheinbare Rebe selber, geschaffen hatte. Wenn er saß, konnte er nur mit Hülfe eines dicken ledernen Kissens über dem Horizont des Tisches sichtbar werden, aber in dieser gebrechlichen sterblichen Hülle wohnte ein weitsehender, gewaltiger und feiner Geist. In wessen Haus er trat, der war verloren und sein Keller mit einem elenden Krätzer belastet. Keine Sorte auf Erden war so sauer; er hatte doch süße Worte für sie. Kein

Jahrgang war so matt; er hätte ihm nicht mit geistreichen Worten aufgeholfen. In den Reden dieses Krüppels duftete und perlte aller Geist und Zauber, der seinen sämmtlichen Weinen fehlte. Er umspann die Seele mit himmlischen Schmeicheleien und lockte das Geld aus den Taschen, wie der Rattenfänger von Hameln die lieben Kinder aus der Stadt, aber sein Krätzer stürzte dem Leichtgläubigen wie ein krallender Wüthrich in den Bauch. Die freudigsten, strahlendsten Etikette schmückten mit Gold en quatre couleurs seine Flaschen, aber wer sie leerte, über den fielen die Dämonen der Kolik, die Geister des Hämorrhoidalismus, die Hexen des Bleizuckers und Schwefels her, der wälzte sich Nachts schlaflos auf seinem Lager. Oft vor Gericht gestellt, ward der Mann stets freigesprochen. Bei Ueberfluß an Klägern fehlten stets triftige Beweise. Es stand in den Sternen geschrieben, daß die Welt von diesem Ungeheuer befreit werden sollte. Ein Professor der Geschichte, leichtgläubiger und in sich versunkener Gelehrte, war oft [44] von ihm hintergangen, zuletzt an den Rand des Grabes geführt worden; er hatte ihm Rache geschworen. Lange war der Professor zweifelhaft gewesen, ob er ihn durch Gift oder Dolch, ob durch List oder Gewalt fällen sollte. Nach langem Zweifel zog er den spanischen Rohrstock vor. Als der Stadtreisende kam, um ihm eine mit dem Namen Laubenheimer bezeichnete concentrirte Essigsäure anzuempfehlen, fiel der Professor über den rheinischen Säuerling her und hieb ihn durch, wie Sterbliche nur in den mythologischen Zeiten durchgehauen wurden. Eine fabelhafte Geldstrafe war das Resultat dieser unerlaubten Selbsthülfe, die sich aus dem Naturrecht, aber nicht aus dem Landrecht rechtfertigte. Seit dieser Zeit ist unser Wurm verschwunden aus dem Territorium der Stadt. Eingedenk des Spruches, »böse Beispiele verderben die Sitten,« meidet er die Behausungen der Menschen und beeifert sich nicht mehr, ihnen den Wein der Freude zu verfälschen. Er genießt jetzt am Rhein mit seinem Bruder in einer reizenden Villa die Früchte der Jugend und Anstrengungen Beider. Von diesem Manne sagte ein von ihm betrogener Menschen- und Weinkenner: daß er

aus reiner kindlicher Freude am Fälschen, den Thau des Himmels mit Bleizucker versetzen, den Regen in den Wolken schwefeln und an den goldenen Strahlenkelch der Sonne ein falsches Etikett kleben würde, wenn er dazu gelangen könnte!

* * *

[45]

IV.

DIE PARIA'S unter den Stadttouristen sind diejenigen, welche Propaganda für Cigarren, Taback und Pfeifen machen. Sie sind merkwürdiger Weise Reisende und Wegelagerer in *einer* Person. Die Gesetzgebung der modernen Staaten leidet in Hinsicht dieser fahrenden Industriellen an einer um so empfindlicheren Lücke, als sie den Genuß des Tabacks unter freiem Himmel gestattet hat und so der opferfähige Wanderer durch den Rauch seiner eigenen Cigarre als Beute bezeichnet wird.

Alle Leute, welche in den Stand der heiligen Ehe getreten sind, haben sich schon über gröbliche Verletzung ihrer anständigen Gefühle beklagt, wenn unmittelbar nach dem Segen des Priesters, fast in einem Pulsschlage, einem Athemzuge mit dem Amen, der Küster mit seinem Notenblatt zwischen die Neuvermählten tritt und ein Almosen beansprucht. Man hat den Küstern mit Unrecht den schweren Vorwurf der Zudringlichkeit erster Klasse gemacht. Man kann mit ihnen vorher handeln. Gegen ein Pauschquantum läßt sich der hartnäckigste Küster abfinden; noch keiner ist den Tabacksreisenden losgeworden. Diese Klasse vollführt das wirklich an der Menschheit, was Karl Moor seinem Bruder Franz nur androhte; die Tabacksreisenden zerren den rauchenden Franz aus den Armen der Liebe, sie reißen ihn vom Altar, wenn er zu seinem Gott betet, ja sie schicken ihm eine Viertelkiste, wenn er ein [46] Dutzend zur Probe verlangt hat! Dem wahren Cigarrenreisenden ist nichts heilig, als der Absatz seiner zusammengedrehten Stinkkräuter. Sich vor ihm zu retten, giebt es keine Mittel, selbst nicht den Dampf seiner eigenen Cigarren. Ihn äußerlich zu erkennen, ist kein Kriterium vorhanden. Ein Mann stand wegen

Todschlags vor den Assisen, er hatte in der Hitze der Leidenschaft mit seinem Stiefelknecht nach dem Kopfe eines Mannes geworfen, der seit einem Jahre täglich dreimal in seinen Laden gedrungen war und ihm Dos Amigos angeboten hatte; die Geschwornen sprachen das Nichtschuldig über ihn aus. Das Volk trug ihn im Triumph von dannen. Wie aber in den Fängen der Handwerksburschen des Volkes reiner kindlicher Glaube wiederklingt, so heißt es auch in jenem herrlichen Liede der Bänkelsänger über den Uebelthäter Pistorius:

Dem Tod am Rad entging Pistor',
Er schifft' sich ein nach Baltimor',
Dort büßet er am fernen Strand
Die Schuld als *Tabacksfabrikant*.

So findet der klare Geist und das tiefe Gemüth der Volkspoesie in allen Verhältnissen das absolut Richtige: ohne Tabacksfabrikanten keine Tabacksreisende!

Der städtische Tabacksreisende pflegt in den meisten Fällen noch ein anderes Geschäft zu haben. Sehr zu seinem moralischen Nachtheil unterscheidet er sich von allen übrigen Stadtreisenden wesentlich dadurch, daß seine Reiseagenda ihren Mann nicht nährt, auch pflegt er in den wenigsten Fällen Ambassadeur oder auch nur [47] außerordentlicher Botschafter einer auswärtigen tabackspinnenden Großmacht zu sein. Er ist stets Besitzer der verschiedenen unerlaubten Tabackssorten, daher seine unglaubliche Zähigkeit und Hartnäckigkeit, diese Waare an den Mann zu bringen. Seit die vaterländische Tabackscultur eine so große Ausdehnung gewonnen hat, ist es für keinen verwegenen Geist mehr mit Schwierigkeiten verknüpft, einen beträchtlichen Vorrath patriotischer Cigarren zu erwerben. In unserem so heruntergekommenen Zeitalter finden sich außerdem mit Leichtigkeit die nöthigen negativen Eigenschaften der Charactere, um die nöthige Anzahl tüchtiger Touristen zu beschaffen.

Man kann mit apodiktischer Gewißheit annehmen, daß der

Tabackreisende nur inländisches Product und Fabrikat vertreibt. Kein reeller Besitzer von Havannablättern erniedrigt sich so weit, gestiefelt auf die Straße hinabzusteigen, in die Häuser zu dringen und den Leuten »Wehrauch« zu streuen.

Unglücklicher Wanderer, der du in einen öffentlichen Garten gegangen bist und von einem jungen Manne mit kümmerlichem Knebelbart um Feuer gebeten wirst, steh' auf und flieh', denn seine erste Frage wird sein, »was haben Sie für die Cigarre bezahlt?« Der kümmerliche Knebelbart ist ein Stadtreisender mit Cigarren, der die seine in Gungl's Gartenconcerten dreißig Mal den Abend über ausgehen läßt, um stets neue Handelsbeziehungen anknüpfen zu können. Kein Ort der Erde ist so verborgen, entlegen und heilig, daß diese Unholde ihn nicht erreichten; ich [48] habe viel, ich habe bitter von ihnen gelitten! Nur die Wanze und ihre Familie hasse ich gleich stark wie den übelduftenden Cigarrenreisenden.

Am ersten Tage meiner Ehe ward zum ersten Mal an der Klingel von einem dieser Männer gerissen, der mit Cigarrenproben eindrang; ich habe nie mit besonderer Liebe und Stimmung einen Aufsatz im Redactionslokal geschrieben, ohne daß ich durch diese Dämonen gestört worden wäre; ich habe mir das Rauchen auf der Straße abgewöhnt, um nicht von ihnen erkannt und verfolgt zu werden. Selbst an die Tische des schweigsamen tiefsinnigen Schachspieles wissen sie zu gelangen. Ein junger bescheidener Mann pflegte sich im Sommergarten unseres Clubs an die Schachtische zu setzen und aufmerksam zuzusehen. Niemand fand den Jüngling verdächtig; er war zuletzt doch ein Tabacksreisender gewesen. Mit vollendeter Geschicklichkeit hatte er mehrere Mitglieder in Cigarren ganz unglaublich frech betrogen. Aber wenn Reisende von der Nemesis ereilt zu werden pflegen, so sind es die Cigarrenreisenden. Nicht der Pilger durch die dürre Wüste, nicht der Schiffer auf den pesthauchenden Strömen Südamerika's, nicht der Auswanderer über Land nach Californien, nicht der Berliner, der bei Thauwetter aus dem Schauspielhause kommt und über den Gensdarmenmarkt gehen muß, haben ähnliches Ungemach

auszustehen. Ein entschlossener Mann meiner Bekanntschaft hat ein Gelübde gethan, jeden Cigarrenreisenden an dem Kragen zu packen und hinauszuwerfen. Dieser Mann ist zu religiös, um sein Gelübde zu [49] brechen. Ein Anderer hat seinen kleinen Spitz auf Cigarrenreisende abgerichtet und dieser talentvolle Hund riecht schlechte Tabacksproben mit derselben Präcision heraus, wie ein Hühnerhund die Spur irgend eines wilden Geflügels. Besagter Herr, ein etwas mephistophelischer Geist, pflegt dann boshafter Weise die Tabacksreisenden in ein längeres scheinbar wohlwollendes Gespräch zu verwickeln, während der Spitz, der natürlich durch nichts zur Ruhe gebracht werden kann, bald in die Beinkleider, bald in den Paletot des Reisenden zierliche dreieckige Löcher reißt. Da die Reisenden dieses Artikels meistens sehr oft wiederkommen und sehr heftig die Thürklingeln zu ziehen pflegen, da sie vom vielen Treppensteigen meistens athemlos anlangen und durch häufiges Klingeln schwere Hände haben, werden sie von den Köchinnen unglaublich gehaßt und gern absichtlich aus Versehen mit schmutzigem Wasser auf den Treppen begossen oder durch einen Strauchbesen, der aus Unvorsichtigkeit von oben herabfällt, aus ihren Speculationen aufgeschreckt.

Beobachtern wird deshalb ein gewisses unsicheres Wesen der Cigarrenreisenden auffallen, eine halblaute höchst vorsichtige Sprache, häufiges Umsehen, niedergeschlagene Augen, die Keinen offen anblicken können. Schon Steffens rieth, im Gespräch das Auge des Diplomaten zu suchen, da keines Menschen Auge lügen könne; dies gilt in viel höherem Grade von den Blicken der Tabacksreisenden. Doch kannte ich wieder notorische Tabacksreisende, die blond mit gescheiteltem Haare aus großen blauen Kinderaugen den Raucher offen [50] anblickten, wie die Blumen die Prinzessin Leonore im ersten Akte des Tasso, und den vertrauenden Käufer doch unendlich über das Ohr gehauen haben.

Die Beobachtung folgender Lebensregeln wird deshalb anzuempfehlen sein.

Keiner soll von einem Unbekannten eine Gefälligkeit annehmen,

denn er kann nicht wissen, ob er sie nicht durch zweihundertfünfzig Stück stinkende Cigarren gut machen muß.

Besitze einen geschmeidigen Rohrstock von der Dicke eines schlanken Daumens.

Antworte Jedem, der dich nach deiner Cigarrensorte fragt, auch wenn du eben die brennende Cigarre im Munde hast: du rauchest nie!

Ruft Jemand deinen Namen auf der Straße hinterdrein, und es ist nicht einer deiner Freunde, so steige schnell in die nächste Droschke und laß dich eine Stunde lang spazieren fahren, damit du keine Cigarren kaufen mögest.

Dringt Jemand mit Cigarrenproben in deine Wohnung, so frage ihn augenblicklich nach seinem Hausirschein, damit er dich sofort für einen geheimen Polizisten halte und Fersengeld gebe.

Bist du ungeachtet aller Vorsichtsmaßregeln, trotz Stöcken, Spitzen und tapferen Köchinnen, das Opfer eines Tabacksreisenden geworden, so verwahre zu ewigem Angedenken seine Cigarren, denn es sind die besten Gastcigarren, die du erwerben kannst, und du wirst damit lästige Besucher für immer abschrecken können.

* * *

[51]

PHYSIOLOGIE DES GEMEINEN DEUTSCHEN GELDMENSCHEN.

(HOMO MONET COMM. BUFFON.)

DER NATURFORSCHER und Philosoph, ja selbst der gewöhnliche Mensch, wenn er nicht zu kurzsichtig ist, in welchem Falle er sich eine Brille aufsetzen kann, bemerkt auf der Erdoberfläche einen fabelhaften Wechsel von allerlei behaarten und unbehaarten Geschöpfen. Er entdeckt den lieblich singenden Esel und das geduldig der Scheere gehorsamende Schaaf, er fraternisirt mit dem Ochsen und dutzt sich mit seinem Hunde; er studirt die Politik der Katze und regelt seine Leidenschaften nach dem Vorbilde der Sperlinge, er durchschaut Alles und Jedes; der *gemeine deutsche Geldmensch* giebt ihm unheimliche und schwere Räthsel auf.

So viel die Wissenschaft bis jetzt erforscht, so viel versteinerte vorsündfluthliche Bestien sie bis jetzt in gelungenen Abdrücken in Grauwacke, Schiefer, schwärzlichen Kalk- und Sandsteinen, [52] Steinkohlen, Kupferschiefer und Mergel entdeckt hat, der gemeine deutsche Geldmensch ist nicht darunter. Er ist eine moderne *Versteinerung* und wird nur im europäischen *Kies* gefunden: auch will man in jener Kreideformation, welche unter dem Namen *der doppelten Kreide* bekannt ist, Exemplare gefunden haben.

Der gemeine deutsche Geldmensch lebt von der Börse und an der Börse und versammelt sich um die Abendzeit, wo alle fleischfressenden Raubthiere zum Trunke an die Quelle (*source*) eilen, an einem eigenthümlichen *Pfuhl*, den er sehr bezeichnend dem Worte »Reaction« nachbildend: »*Ressource*« nennt.

Wenden wir uns zuerst gründlich zu seiner Anatomie, so entdecken wir zahlreiche und, wissenschaftlich genommen, schöne

Anomalien. Sein Herz ist ein Stein, der einem ungeschliffenen Demant nur sehr wenig an Härte, aber desto mehr an Kostbarkeit nachgiebt. Ist es in der Jugend noch weicher und gewisser Eindrücke fähig, z. B. für Havannacigarren, pariser Röcke, hamburger Stiefel, wiener Handschuhe u.s.w., so verhärtet es mit den steigenden Jahren und schlägt nur noch für seinen Besitzer selber. Der Magen gleicht einem Portemonnaie, besitzt aber eine Verdauungskraft, die stärker als die der Truthähne ist, die bekanntlich Kieselsteine, Stecknadeln und Knöpfe verdauen können; der Geldmensch verdaut ganze Fässer voll Geld.

Seine äußere Bekleidung ist von außerordentlicher Härte. Sie steht zwischen dem Rhinoceros und dem Nilpferde in der Mitte, nähert sich [53] aber Ersterem mehr durch ihre häufigen Runzeln. Wäre der Geldmensch nicht so überaus kugelscheu, man hätte nähere Kunde über die Kugelfestigkeit seiner Haut. Was man bis jetzt darüber weiß, gründet sich nur auf Vermuthungen; so viel aber ist gewiß, daß der Geldmensch seine Haut lieber auf alle andere Weise zu Markte trägt, ehe er sie den diätetischen Wirkungen jenes vegetabilischen Produktes aussetzt, das in der Flinteologie »blaue Bohne« genannt wird.

Seine Füße sind viermal gespalten, wodurch fünf einigermaßen menschliche Zehen entstehen. Der größte davon wächst aber durch das Podagra, woran der Geldmensch sehr leidet, bisweilen zu außerordentlichen Dimensionen. Seine Hand ist im Ganzen normal, nur zeichnet sich der Daumen der Rechten durch seine auffallende Breite aus, die er durch lang anhaltendes Geldzählen erhalten hat. Seiner Nägel bedient er sich nicht als Waffe, sondern nur zu türkisch-militairischen Demonstrationen, indem er zehn schwarzblaue Halbmonde darunter trägt. Sein Kopf ist meistens kahl, aber andere Leute haben so viel Haare lassen müssen, um ihn auf eine anständige Weise zu bedecken.

Gehen wir zu seinen Gewohnheiten über, so müssen wir sie als wenige aber unangenehme bezeichnen. Als Anführer einer Heerde versammelt er kleinere und schwächere Individuen um sich, die er

Commis oder Gesellen nennt, für sich arbeiten läßt und dabei spärlich ernährt. Sein Weibchen sieht er nur selten, hat aber gern, daß es sich mit Federn, bunten Steinen und Läppchen [54] schmückt, worauf er denn sein Geweih stolzer aufrichtet, denn er ist eine Art Elendthier. Seine Jungen liebt er merkwürdiger Weise und bezahlt sogar, wenn auch seufzend, ihre Schulden, stößt aber dabei ein eigenthümliches Gewinsel aus, das vom Weiten wie »falliren»klingt. Er hält sich den Tag über in seinem Bau auf, den man Comtoir nennt, zerzaust moralisch seine Heerde und versammelt sich Mittags für kurze Zeit an der Börse, von wo er sehr vergnüglich oder verdrießlich nach Hause kommt. An der Börse entwickelt er das Talent des Habichts. Wie dieser auf das Steigen der Tauben, so wartet er auf das Steigen der Papiere, und rupft ihre Besitzer, wie Jener, gern bei lebendigem Leibe. Und doch ist in ihm wieder ein ungemeiner fast krankhafter Widerspruch, denn wenn er eine Spielart seiner eigenen Species, den sogenannten »Fixer«, der ihn mittelst der Leimruthe »anzuleimen« sucht, fangen kann; so schlägt er ihn wie der Landmann den Habicht an sein Scheunenthor, d. h. er schreibt ihn an die schwarze Tafel, und das nur unter diesen Animalien seltsame Schauspiel zeigt sich, daß Jemand vor »seiner eigenen Firma« flieht.

In seinem Glanze zeigt er sich jedoch Abends auf der *Ressource*, wo er als Menschenfeind glänzt und beweist, daß er sich dem Menschengeschlecht gegenüber fühlt, also wissenschaftlich nicht dazu gehört.

In allen Orten Deutschlands, wo sich seines Gleichen aufhalten, trägt dieser Pfuhl einen andern Namen, immer aber einen sehr schönen, auf Verträglichkeit und Eintracht, oder Pflanzen und [55] Buschwerk deutenden. Hier wird ein Hauptmann gewählt, der die Eigenschaften eines Raudon Crotinus besitzen muß, diesem gehorchen die Untergebenen. An gewissen Tagen im Jahre bestimmt dieser Hauptmann mit einigen besonders kühnen Untergebenen festliche Tage. Dann bringen die Geldmenschen ihre Töchter und Frauen mit, dann erlauben sie auch, daß gewöhnliche

menschliche Geschöpfe männlichen Geschlechts, welche aber besonders gut mit ihren Füßen springen müssen, in das Heiligthum kommen. Diese männlichen Personen sättigen sie auch und tränken sie nach Gebühr, daß davon geredet wird in der ganzen Stadt, wie viel es gekostet haben kann und wie viel Geld einer wohl haben muß, der so viel drauf gehen läßt. An solchen Tagen ist der Geldmensch auch gütig gegen den Commis, genehmigt im Tanzsaale den Sprung mit seiner Familie; ja er ladet den Offizier ein.

Für gewöhnlich ist die Ressource aber ein verschlossenes Asyl, eine abgelegene undurchdringliche Gegend, von wo aus die Menschheit »schlecht« gemacht wird. Das Nest der Wespe, die Lagerstelle des Tigers, die Grube des Bären sind harmlose Vergnügungsörter für das jugendliche Alter gegen die mörderische Gefährlichkeit der Ressourcen. Der harmlose Wanderer, der vielleicht nur fünf Thaler neunzehn und einen halben Silbergroschen bei sich hat und unvorsichtig dem Fenster oder Wasserspiegel dieses Alligatorenpfuhles zu nahe kommt, wird rettungslos von ihnen heruntergerissen und jämmerlich zerklatscht. Wie der Schlächter seine Thierchen nach dem [56] Gewicht, so taxiren sie sich unter einander nach dem Betrage der Kassa, und dem Gewichtigsten wird wie dem »boeuf gras« am Fastnachtstage zu Paris, von seinen Commilitonen die höchste Bewunderung gezollt.

Unter den Krankheiten, von denen er befallen zu werden pflegt, ist der »Banquerott« am meisten zu fürchten. Die deutsche Medizin besitzt noch keine wissenschaftliche Behandlung dieser Krankheit, doch hat die gerichtliche Medicin (medicina forensis) eine Menge von Krankheitsfällen aufgezeichnet, wo einzelne Individuen »muthwillig« die Symptome dieser Krankheit simulirten, sich sehr eilig nach Seebädern begaben und ein sehr genaues Recept nebst Personalbeschreibung nachgeschickt erhielten. Oft überfällt der Banquerott seinen Mann so plötzlich wie ein Schlagfluß, oft tritt er als schleichendes abzehrendes Uebel auf. Unter den Mitteln dagegen hat sich eine längere Entziehungskur und leichte Beschäftigung wie

Spinnen, Spulen und Wollekrämpeln am wirksamsten gezeigt. Der gemeine deutsche Geldmensch wird aber auch in der Gefangenschaft nie ganz zahm, so daß man sich sehr vor ihm zu hüten und ihm nie ohne Schein zu borgen hat.

* * *

[57]

VON DER THEATERSCHLANGE.

WO EIN großer Zusammenfluß von Menschen stattfindet, wie in Residenzstädten, dauert es nicht lange und es tauchen zwei Arten von Charakteren auf: die gewaltsamen Nimrodsnaturen und die geschmeidigen Intriguanten. Finden sich diese beiden Eigenschaften in einer Person vereinigt, so giebt das jene Mischlingsgeister, welche Staaten umstürzen oder retten, Schulden nicht bezahlen, aber machen, Soldaten verführen oder Wehrzeitungen herausgeben, lobende Recensionen schreiben und dafür Geld nehmen, andere Leute in die Stadtvoigtei bringen oder selber hineinkommen, unwahre Dinge beschwören und auf einem Tische auf dem Molkenmarkt, vor dem Polizeigewahrsam um sechs Uhr Morgens stehen, kurz alle Menschencompositionen, von denen die zeitgenössischen Schriftsteller immer so viel als möglich stillschweigen, weil die Geschichtschreiber diese Mühe später, aber gefahrloser übernehmen. Wir auf unserem Gebiete können furchtloser zu Werke [58] gehen und diesen oder jenen Charakter analysiren, um die leidende Menschheit von ihm zu befreien; denn treffen wir ihn, so wird er vor dem gelungenen Portrait unfehlbar, wie der Basilisk vor einem vorgehaltenen Spiegel, eines lediglichen Zerplatzungstodes sterben.

Zwei der gewaltsamsten Menschen ihrer Zeit waren jene beiden Individuen, welche unter dem Namen: »Der *Journaltiger*« und »der *Zeitungsbär*« die wissenschaftlichen Bestrebungen der Kaffeebrüder in der Conditorei bei Stehely unsicher machten. Besagte Subjecte fanden sich etwas früher, als die bekannten nächtlichen Raubthiere auf Atzung ausgehen, ehe noch der Kaffee fertig war, bei Stehely ein und rafften, der Eine sämmtliche belletristischen, der Ander alle

politischen Zeitungen, deren sie irgend habhaft werden konnten, zusammen und setzten sich darauf. Näherte sich dann irgend ein wißbegieriger Mensch, so legte der Journaltiger seine unverkürzte Kralle an die Beute oder der Zeitungsbär brummte gräßlich, bis jener Mensch von der Belehrung durch schöne und wahre Tagesschriften abstand, seine Tasse Kaffee bezahlte und entwich.

Wir haben es diesmal nicht mit solchen an der civilisirten Welt lastenden Ungeheuern zu thun; Stehely in einem Anfall von Herkuleswuth hat Beide hinausgeworfen; sie gehören der Naturgeschichte der nemäischen Löwen und erymanthische Eber an. Die *Theaterschlange*, ein noch lebendes Geschöpf, das freilich einen andere Namen, der mehr Gewaltsamkeit als [59] schmiegsames Wesen ausdrückt, bei den Kundigen führt, giebt uns Gelegenheit, wie einst der löbliche Erzengel Michael den Drachen, so sie selber zusammenzustechen.

Wer Abends im Foyer unserer großen Oper, wenn etwas Berühmtes vorgeht, das Gemisch seltsamer Physiognomien, dicker Bäuche, Lorgnons, Bonbontüten und mit Hühneraugen gefüllter lackirter Stiefeln studirt, wird an einigen Stellen im Gewühl eine wellenartige Bewegung entdecken.

Nähert er sich diesen Punkten, so wird er einen kleinen untersetzten Mann, der sich heftig durch das Gedränge arbeitet, als die theoretisch begründete Ursache jener auffallenden Erscheinung bemerken. Dieser Mann ist die *Theaterschlange* (Boa constrictor theatr. Buffon). Sein Aeußeres ist unverfänglich aber nicht wohl occidentalisch zu nennen, die Gesichtsfarbe ist mehr als sanft geröthet und die Physiognomie der sehr ähnlich, welche die scherzhafte Natur jenen wunderlich geformten Kartoffeln giebt, mit denen Bauernkinder so gerne spielen. Ein guter schwarzer Frack, moderne Weste und Cravatte, weiße reine Handschuhe bilden die gleißende, unverfängliche Außenseite der Theaterschlange, und durch ein großes Doppellorgnon sendet sie ihre Klapperschlangenblicke auf die armen Opfer. Während der Vorstellung liegt die Theaterschlange ruhig zusammengerollt auf

ihrem Parquetplatz, wird aber zum Aktschluß geklingelt, so fährt sie wild auf, richtet sich empor, stürzt zum Foyer und geht auf Beute aus. Die Theaterschlange fristet ihr Dasein durch Schauspieler, Sänger [60] und Virtuosen. Wo es ihr gelingt, Personen dieses Berufes zu umstricken, schleppt sie selbige in ihre Behausung, setzt ihnen französischen Weinessig vor und preßt Gesänge und Vorträge aus den Unglücklichen durch ihre eiserne Umstrickung hervor. Hat sie Persönlichkeiten vollkommen ausgesogen, so sucht sie andere auf und beginnt ihr furchtbares Abendwerk von Neuem. Zu diesem Zweck hält sich die Theaterschlange stets in Theatern und Concerten auf.

Wie alle Reptilien größerer Art, ist diese Schlange nicht giftig und kann leicht durch Aufhebung der Abonnements und erhöhte Eintrittspreise von ihrem Platze vertrieben werden. In diesem Falle gelangt die Boa durch bisher unentdeckte Oeffnungen, an den Logenschließern vorbei, bald als überzählige Personen in eine Loge, bald auf die Tribüne, bald in das Parterre. In solcher Lage steht z. B. die Schlange auf der Treppe der Tribüne und grüßt, um den Anschein unbefugten Eindringens zu vermeiden, auf der andern Seite sitzende Personen, die sie gar nicht kennt und die sich sehr darüber wundern. Oft betrachtet sie auch durch ihr Glas Gegenden des Hauses, wo niemand sich befindet und nickt höchst cordial dorthin; schließt aber der Akt, so stürzt sie hinaus und sucht unglückliche Künstler in ihren Logen auf.

Zu ihren besonderen Eigenthümlichkeiten gehört, daß sie die eingeladenen Künstler nicht mit demselben Weine bewirthet, den sie selber trinkt. Es ist aber naturgeschichtlich festgestellt, daß ihr einstens von einem kühnen Bassisten die Flasche [61] mit Schloßwein vor der Nase weggerissen und mit dem rothen Bauerngewächs vertauscht worden ist, womit sich selber zu vergiften, dem Bassisten zugemuthet war. Den Tag über hält sich die Theaterschlange auf der Straße und in besuchten Conditoreien auf. Nachdem sie das Fremdenblatt verschlungen hat, begiebt sie sich in die Hotels, wo Künstler von Distinction eingekehrt sind und macht ihnen Besuche,

indem sie sich als Notabilität von Berlin gebehrdet und den nichts ahnenden Künstler vorweg zum Essen bittet.

Von dort eilt die Theaterschlange in eine Gegend, welche die zu den Proben gehenden Schauspieler passiren müssen, hier drückt sie den Damen die Hände, bietet den Herren Priesen eines zweifelhaften Nessing an und horcht die armen Leute über Theaterneuigkeiten aus. Da die Theaterschlange hierbei auf dem Trottoir stehen bleibt, hingegen die Personen, mit welchen sie spricht, in den Straßenkoth drängt, erhält sie selber von Vorübergehenden wiederholte Rippenstöße ohne außer Fassung zu gerathen. Von dem Regenerationsprincip der Amphibien beseelt, heilen Rippenbrüche bei der Theaterschlange überaus leicht und ohne nachtheilige Folgen für ihren Appetit. Von hier begiebt sich das Reptil in eine Conditorei zu Spargnapani oder Kranzler, beobachtet die Straße auf Beute, liest Recensionen, Theaterzettel, verzehrt Windbeutel und trinkt Bischof, besieht sich im Spiegel und kratzt sich den Kopf. Unterdessen ist die Probe aus und die Theaterschlange eilt an den hintern Ausgang der Bühne, um von Lampenputzern einige offizielle [62] Neuigkeiten einzusammeln. In dieser Gegend wird ihr gern von jüngeren Künstlern, welche hohe Absätze an ihren Stiefeln tragen, auf die Zehen getreten, welche besonders empfindlich sind und die Theaterschlange bei heftigem Drucke in Zorn versetzen. Von dort aus eilt die Theaterschlange an die Börse und vergißt hier für eine Stunde ihre künstlerischen Lebenszwecke.

Nach Tisch liegt sie bis zur Theaterzeit in Lethargie versunken und verdaut langsam nach Schlangenart.

Der Concerte erfreut sich die Schlange ganz besonders, weil sie ihr einen freieren Spielraum der Bewegung gönnen. Man sieht sie hier aufgerollt sich im mittleren Gange bewegen, bald sich vertraulich auf einen Fachkritikus lehnen, bald sich von irgend einem Unbekannten mit großem Lärm einen Zettel borgen, bald einem Unglücklichen mit ihrem verpestetem Athem unter die Nase reden.

In den Pausen freut sich die Theaterschlange ihres Daseins, richtet sich auf, als ob die Aufmerksamkeit der ganzen Versammlung auf sie gerichtet wäre, und kaut gebrannte Mandeln, wobei sie, die Hände in den Hosentaschen, mit Geld klimpert.

Unter den Mitteln, die Theaterschlange los zu werden, hat sich am sichersten bewährt, sie bei ihrer ersten Visite sofort die Treppe hinunter zu werfen, da sie, ohne Schaden zu nehmen, doch dadurch in heilsamen Schrecken versetzt wird; kann man sie ohne Zeugen ohrfeigen, so besitzt sie das [63] achtungswerthe Zartgefühl, gegen solche Personen längere Zeit den Beleidigten zu spielen.

Würde es möglich sein, der Theaterschlange an der Börse einen tödlichen Schlag zu versetzen, so ist wahrscheinlich, daß das Echo dieses Streiches in die Hallen der Kunst schallen und sie von dem Ungeheuer für immer befreien würde.

Bis dahin bleibt nichts übrig, als Künstler zu warnen, stillschweigend zu dulden und im Frühjahr an einem Bache unter dem Säuseln der Zephyre einen daumendicken Haselstock abzuschneiden.

* * *

[64]

DER PLUNDERMATZ.

MANCHERLEI MERKMALE hat der kommende Frühling; ein Jeder erkennt ihn an Zeichen, die seinem Gedankenkreise nahe liegen. Der Offizier erkennt ihn an den weißen neu angelegten Beinkleidern seiner Untergebenen, die schöne Donna an den auftauchenden Nebelflecken der Sommersprossen, Meyer an den Sommerpaletots, welche seine siebenhundert und einunddreißig Namensvettern in der Spandauerstraße anziehen, der Dichter an der aufwirbelnden Lerche und den Veilchensträußchen, der Gourmand am Ausbleiben der Austern, der Hämorrhoidarius an seiner Frühlingsprimel, der Schirmfabrikant an neuen Bestellungen auf Sonnenschirme, der Studiosus am Aufhören des Wintersemesters und Beginn des Bockbiermonats, der nächtliche Gelehrte am Gesang des Katers, der »ein frommer Vogel«, wie der Hahn in der Wachtscene des Hamlet, in dieser heiligen Osterzeit die ganze Nacht singt, der Reiselustige an den Extrafahrten der Eisenbahn, der arme Gefangene an dem ersten goldenen [65] Sonnenstrahl, der durch das Gitter hinabklettert und an der ersten Wanze; es sind der Frühlingsboten gar viele, schöne und häßliche.

Der Lenz öffnet das Thor der Freude für Reich und Arm, er reinigt das Handwerkszeug, legt die Leiter an die Gerüste, er trocknet den freudigen Thau von den Gräsern und den schmerzlichen von den Wangen der Menschen, er ruft die Todtkranken in sein stilles Bett und bedeckt es mit einem grünen Teppich; aber vor Allen erfreut er die kleinen Kinder, denn er bringt ihnen den *Plundermatz*.

Wer ist der Plundermatz? ist er ein Zugvogel, der den Winter über fern war und für den Sommer zu uns kommt, Halme und

Läppchen sammelt, ein Nest zu bauen seine Jungen zu erziehen und dann wieder zu fliehen? Ja, der Plundermatz ist eine Art Zugvogel, er kommt mit dem Frühling, er sammelt Läppchen und Lumpen, aber er baut kein Nest, denn er hat seine Jungen immer um sich, und ist stets ein freudiger Ankömmling, ein Zauberer für die Kindheit.

Der Plundermatz ist ein kleines Männchen mit schneeweißem Haupthaar und einem Bärtchen, denn wie alle Zwerge und Zauberer verwendet er eine höchst kokette Sorgfalt auf ein absonderliches Aeußere; er trägt einen alten Leinwandrock, der mit großen weißen Quadraten geflickt ist, denn er hält Leinwand für das Köstlichste, was der Mensch haben kann. Kommt ja doch der Mensch sein Leben lang nicht aus der Leinewand, und der Elendeste ist, – der kein ganzes Hemd auf dem Leibe hat.

[66] Sein Haupt ist mit einem schäbigen Tuchmützchen bedeckt; es ist gesenkt, doch freundlich. Vor sich her schiebt er einen Karren, darauf steht ein alter grauer Sack und dahinter ein dunkles abgegriffenes Kästchen; so trollt er langsam durch die Straßen. Jetzt zieht er ein Pfeifchen aus der Tasche und pfeift. Ihr merkt es gleich, daß der Mann mit höheren friedlicheren Mächten vertraut ist, die Sperlinge, die zum Frühstück an ihren goldenen Aepfeln picken, welche ihnen allmorgentlich das edle Roß streut, lassen sich nicht stören, die Hundesklaven vor dem Milchkarren schnappen nicht nach ihm, sondern wedeln achtungsvoll, die große Katze im Kellerloch käme gern näher und machte ihren besten Buckel als Reverenz, wenn sie ihre blaffenden Gegner nicht fürchtete, selbst der Constabler scheint ihn ganz zu übersehen, oder ist unser Plundermatz wirklich nur für die unschuldigen Kinder und Thiere sichtbar?

Er pfeift noch einmal, jetzt öffnen sich die Hausthüren hie und da und es kommen in großer Eile kleine Kinder heraus. Der Plundermatz scheint dem Rattenfänger von Hameln zu gleichen; seine Pfeife zwingt die Kinder ihm zu folgen. Nein, er ist nicht so schlimmer Natur. Die Kinder bringen ihm Stückchen Zeug,

Leinwand, alte Puppenkleider und legen sie ehrfurchtsvoll in seine Hände. Das kleine blonde Mädchen mit dem spiegelblanken Scheitel, dem die Mutter aus dem Fenster nachsieht, stellt sich zuerst an den Karren, und sie hält ihr buntes Päckchen fest in der Hand, neben ihr steht der kleine Junge, dessen Höschen das leichtfertig hervorhängende Hemde nicht [67] verhüllen. Er focht gestern mit, als sein Bruder aus Sexta den viel größeren Jungen aus Quinta durchprügelte und ihm ein Stück aus der Weste riß. Bedächtig hob er die Trophäe auf, weil armer Leute Kinder Alles sammeln, von dem sie schon frühe vermuthen, daß es noch zu etwas gut ist; heute erscheint er damit im Geschäft. An seiner Seite steht etwas sehr Kleines, das um zu stehen, sich an dem kleinen Bruder festhalten muß, es hat in den Händchen ein Bonbonpapier und begreift selbst diesen kleinen Handel noch nicht, aber es blickt mit großem Menschenvertrauen auf Plundermatz. Das wird eine ernste und bittere Täuschung werden. Die größeren Kinder gruppiren sich dahinter; bringen sie auch nichts, so freut sie doch der Kleinhandel des Frühjahrs; Allen ist Plundermatz ein höheres Wesen mit geheimen Kräften. Zwar nennen die Eltern ihn nur den Lumpenmann, sie aber wissen es besser und denken: er ist doch ein König, der so lange er verzaubert ist, so armselig umher gehen muß. Die Kinder müssen ja erst größer werden, um einzusehen, wie oft das umgekehrt ist im wirklichen Leben.

Mit einem Ruck kann einmal das Mützchen davonfliegen und einer goldenen Krone Platz machen, der Leinenrock verwandelt sich in einen Purpurmantel, die Flicken darauf in Hermelinbesatz, der Karren wird ein Triumphwagen, der Sack öffnet sich, die Lumpen fliegen als weiße Tauben auf und führen den Zauberkönig in sein zerfetztes Reich, das schöne Lumpacien, wo ihn die Königin mit dem tausendfarbigen Spenzer, die wunderschöne Plunderlise empfängt. Alle [68] Vögel sind ihm dienstbar, denn er schenkt ihnen Läppchen zu ihren Nestern und überall hat er seine mächtigen Freunde unter den höchsten Leuten, denn die Kinder haben oft gehört, wenn sie im November und December still am Ofen saßen

und der Vater las die Zeitungen, wie er »Lump! Lump!« in den Bart brummte, und sie horchten auf, denn sie gedachten etwas neues aus dem Feenreich zu hören.

Jetzt thut Plundermatz den Kasten auf, nimmt bedächtig ein Tüchlein ab, wirft die Fetzen, die ihm die Kinder geben, in den Sack und vertheilt nun seine wunderschönen Gaben; Ringe von herrlichem Blei mit dem Rubin des Königs Vitreus drin, der die Fenster beherrscht und die Glaser, oder von rothem silberplattirtem Kupfer, wie es dem runden Götzen Moneta gehört, den die Silbergroschen und Viergroschenstücke anbeten, wenn ihnen die rothe Schwindsucht und Schwindelsucht von den Backen blitzt.

Diese Ringe vertheilt Plundermatz. Aber er spendet auch Bilder, sehr grell gemalte Bilder, worauf seine Vettern die Erdenfürsten gemalt sind, wie sie gegen furchtbar knallende Batterien sprengen, ihren reisigen Völkern weit voraus, oder wie sie an gefallenen Feinden großmüthige Verzeihung üben, oder Almosen an Arme vertheilen, und Kranke heilen, und dabei immer glänzende rothe Backen haben, und braune galoppirende Pferde reiten, weshalb das kleine Mädchen mit dem Bonbonpapier, das nur aus Gnade ein Bildchen erhält, jeden eiligen Reiter durch die Gasse, einen »König« nennt.

[69] Jetzt haben sie alle ihren Tauschhandel gemacht, mit Ringen geziert, mit bunten Blättchen in den Händen, wackelt und hüpft die Gesellschaft auseinander, der Plundermatz packt den Sack zu, verschließt den Kasten und fährt langsam die Straße hinauf, der edle Sonnenschein vergoldet sein ehrwürdiges Haupt und das kleine sinnige Mädchen möchte ihm gern nachgehen, um zu sehen ob er nicht hart an der nächsten Ecke gen Himmel in das Frühblau fliegt.

Ihr lieben Kinder wißt nicht, daß der Plundermatz ein armer Schelm ist, der für die Papiermühle sammelt, damit Zeitungen vollgeschrieben und gedruckt werden können und eure Väter etwas zu lesen haben. Kommt der *Frühling*, so eilt hinaus und holt euch Ringe und Bilder, dann kommt der Lumpenmann für euch; im Winter aber kommt er für die Großen und dann sitzen sie am Ofen

und – brummen in den Bart: Lump!

* * *

DER STUDENT IN BERLIN.

[70] UM DEN Studenten in Berlin zu beschreiben, muß man ihn erst suchen und finden. Der Student in Berlin liegt nicht so oben auf, wie der Schinken auf einem Butterbrode; es ist ein glücklicher Zufall, wenn man ihn, wie die Bohne in einen Dreikönigstagsfestkuchen, findet. Am besten ist es, wenn man selber Student in Berlin gewesen ist und die Sitten und Gebräuche, die Lebensweise und Nahrungsmittel, die Beschäftigung und den Müßiggang des Studenten mit durchgelebt hat. Nur wer die Leiden und Freuden des Studenten zu Lande und zu Bier getheilt hat, kann Beiträge zu seiner Berliner Existenz liefern. In der Universität findet man den beschäftigten Studenten, aber dieser sieht sich in allen Universitätsstädten so ähnlich, daß er dem Geschichtsschreiber nur geringe Anhaltepunkte für ein Charakterbild liefert. Ueberwiegend Tintenstecher und Schreibemappe, mit welchen Werkzeugen er die gelispelte, gehauchte oder geächzte, aber nur in den seltensten Fällen männlich deutlich vorgetragene Weisheit [71] der Ordentlichen und Außerordentlichen, auch derer Privatdocenten einzusaugen und festzuhalten trachtet, sieht man im Hörsaale den Studenten nur vom Rücken aus, wie viele Schneider, Schuster, Gastwirthe und Vermiether, die seine Bekanntschaft mit diesem Postspectus zu schließen pflegen. Neben der Universität, wenn man um eine sonnige Mittagsstunde dem Strom der Wachtparade an der Königswache entgegensteuert, bemerkt man den Studenten *en face*. Nähert man sich dem großen Gitter vor dem prächtigen Universitätspalast und trägt man, wie es sich geziemt, keinen eleganten Pelz mit Nerz oder Zobel besetzt, sondern den Inkognito-Paletot Diogenischer Spaziergänger, so entdeckt man einige Leute, welche sich beeifern, durch Bemühungen in der Fingersprache

jüngere vorübergehende Männer zu fesseln. Diese Fingersprache steht mit der Qualität oder auf Deutsch »Abgetragenheit« der Röcke in Verbindung und wurzelt in semitischen Sprachstämmen. Die Fingerredner sind die Repräsentanten des Handels und zwar des alten Handels, eigentlich des Handels mit alten Kleidern; sie bilden eine vierte Klasse von Docenten, die unordentlichen Professoren für unordentliche Studenten, und sind am stärksten in Disputatorien über getragene Röcke, in sofern diese keine Fracks sind, eine Bekleidungsform, die sowohl ihrem Schönheitssinne als auch dem ferneren vortheilhaften Absatz in Polen zuwiderläuft. Der geringste Makel an der Bekleidung eines jüngeren Vorübergehenden, etwa ein schäbiger Kragen, ein älterer Schnitt oder eine unmoderne Farbe bildet eine schwache Stelle in [72] der bürgerlichen Position desselben und zieht eine spekulativ angreifende Frage nach sich. Hier ist die akademische Kleiderbörse und hier werden die Geschäfte angeknüpft, welche später in den Wohnungen abgeschlossen oder durch Treppenhinabwerfen abgebrochen werden. Unter diesen hebräischen Börsenlenkern ist auch ein fertiger Lateiner, der in correctem Ciceronianisch feilscht und Uhren über Gold- und Silberwerth annimmt. An der Ecke der Universität steht im Sommer und Winter unter freiem Himmel ein Tisch mit alten Büchern; hier kauft und verkauft der Student in Momenten rascher Entscheidung Schätze der Gelehrsamkeit. Noch 30 Schritte weiter ist die Wachtparade, und hier hört der Student mit Vergnügen der Musik der Garderegimenter zu, wenn sie von Bellini und Donizetti oder auch von Flotow und Gung'l spielen, und besieht sich mit noch mehr Vergnügen die wilden Gräfinnen, welche hier der akademischen Jugend um die Promenadenstunde entgegenkommen. Wer jetzt den Studenten studiren will, hat Zeit und Raum genug; nur muß er sich vorsehen, daß ihm, dem in sein Objekt Versunkenen, nicht von den zahlreichen Taschendieben das Schnupftuch oder die Uhr gestohlen werde.

Voran geht der reiche Student, Arm in Arm mit zwei oder drei gleich begüterten Standesgenossen. Er sieht meistens wie ein Graf

aus und pflegt auch im gewöhnlichen Laufe der Dinge ein solcher oder ein Rentierssohn aus der Provinz zu sein. Sein Rock ist von Jourez, sein Hut von Gibus aus Paris, seine Stiefeln hat Manaigo [73] gemacht, der Stock ward bei Hoffmann erstanden und die Weste direct aus Paris bezogen; von einer Mappe ist an ihm auch nicht die leiseste Spur zu entdecken. Ein solcher Student hört im Collegium zu, während er an seinem elfenbeinernen Stockknopf kaut und seine goldene Dose über zwei Bänke weg dem »Bruder Graf« präsentirt; das Nachschreiben der Hefte besorgt sein Hintersasse, ein Musterbild von einem armen Studenten. Diese Mühe wird ihm anständig bezahlt und der arme Student lebt von dem Ertrage solcher Doppelarbeit, stirbt auch wohl daran, wenn er seine spärliche Lunge am Schreibtisch zu sehr angreift. Der reiche Student hat seinen natürlichen Gegensatz an dem armen Studenten, den auch der blödeste Blick nicht verkennen kann, obwohl er tausendfältige Verschiedenheiten darbietet. Es geht ja im Menschenleben wie in den Organismen der Thierwelt: erst im Staube beginnt die unermeßliche Mannigfaltigkeit; der Reichthum sieht sich überall ähnlich, aber in der Armuth treten die phantastischen Gebilde, die krausen Arabesken auf.

Dem armen Studenten ist der Stempel der Entbehrung und Dürftigkeit auf das Gesicht geschrieben. Sein Kopf ist nicht von einem Hute bedeckt, wie ihn jeder, der nicht für einen Handwerksburschen gehalten werden will, in der Residenz tragen muß, sondern er hat noch seine alte Mütze vom Gymnasium mitgebracht, oder trägt eine Kappe mit den verschossenen Farben einer Verbindung, noch von der Universität her, auf der er seine ersten Semester zugebracht. Ein alter [74] schlichter Paletot verdeckt wie ein großes Leichentuch die sterblichen Ueberreste seiner Garderobe und zugleich das sorgenvolle junge Herz, das dem Frühjahr und der warmen Aprilsonne mit bangem Pochen entgegensieht – der arme Student hat keinen Sommerrock. Selbst Palästina am großen Gitterthor beachtet ihn nicht einmal mehr, da seine fadenscheinige Garderobe keines Geschäftes und keiner

Fingerphrasen mehr werth ist. Das Einzige, was an ihm zierlich und nett erscheint, ist sein Haar und Schnurrbart, sein Stolz und seine Freude. Auch seine Schreibmappe ist gut im Stande und reichlich mit den Erzeugnissen seiner Feder gefüllt. Wenn nicht an allen diesen Außendingen, erkennt man den armen Studenten doch sogleich am Gange. Er ist kein Flaneur, wie der reiche Student, seine Zeit ist gemessen, wie sein Mittagsessen, seine paar Groschen, und nicht wie sein Abendbrod, denn er kann noch, Gott sei Dank! so viel trockenes Brod bezahlen, als er essen will. Mit eiligen Schritten rennt er an der Königswache und dem Zeughause vorbei und verschwindet in einer der kleinen Nebenstraßen, die zu geringeren Restaurationen im Mittelpunkte der Stadt führen.

Zwischen diesen Extremen, die sich nur flüchtig andeuten lassen, bewegt sich eine große behäbige Mittelsorte, wohlhabender Leute Kinder, blonde Muttersöhnchen, pedantische Jungen von Geheimen und Consistorialräthen, Studenten in Uniform, weil sie gerade ihr Militairjahr abdienen, Eleven von der medicinischen Militairakademie, [75] krumme Famuli von Decanen mit großen Büchern oder »Schwarten« unter dem Arme, Mediciner, die nach dem Thürmchen (der Anatomie) riechen und sich durch ihre Fachgespräche verrathen. Aber da kommt ja mit dem Mienenspiel des Rhadamanthos der schwarze Oberpedell und es schlägt auf dem Dome ein Uhr. Wer den Studenten bei Tisch beobachten will, darf sich keine Secunde an der Universität aufhalten.

Gar verschiedene Methoden und Orte giebt es, an denen der Studirende seinen Magen zurichten kann. Der arme Student, und er pflegt auch der fleißige zu sein, denn langweilige Armuth treibt auch den Trägen zur Thätigkeit, sucht seine Nahrungsmittel am liebsten in der Nähe der Universität. Schon seit vielen Jahren hat sich demnach Speculation auf den riesigen Hunger und das spärliche Beutelchen nahe bei der Universität festgesetzt. Der Bursch nennt eine dieser Kneipen den »Hahn« und fügt ein Epitheton ornans hinzu, das man in Schlesien allerdings oft genug als Provinzialismus für »beschmutzt« hört, das aber ohne diese

lokale Entschuldigung nie das Bürgerrecht in Conversation und Presse erwerben wird. Die Hallen des Hahnes mögen uns den Typus für alle ähnlichen Erfrischungsorte der bescheidenen Ansprüche liefern. Man speist billig, sehr billig im Hahn, denn das Abonnement beträgt monatlich für den Mittagstisch nur drei und einen halben Thaler, aber es wird sich Niemand unterstehen, zu behaupten, man speise für diesen Preis auch gut. In zwei [76] Zimmern im Erdgeschoß eines kleinen zweistöckigen Hauses sind zwei Tafeln gedeckt. Ein grobes Tischtuch ist nur am Sonntagmittag weiß, von diesem Termin an durchläuft es bis zum Sonnabendabend alle die Farbenerscheinungen, von welchen die Optik bis jetzt noch keine Ahnung hat. Allerdings könnte man behaupten, daß der Grundton mit dem Colorit des groben Senfes eine unverkennbare Aehnlichkeit hat, wenn nicht ein sehr entschiedenes Spinatgrün an großen Stellen vorherrschte und vergossenes Weißbier zwischen beiden reizende unbestimmte Nuancen hervorbrächte, von denen nur Flecken von Bratensauce, wie Inseln und Sandbänke pittoresk abstechen, und endlich hat der gänzliche Mangel an Messerbänken gewisse regelmäßige Streifen hervorgezaubert, welche dem Forscher die Möglichkeit verschaffen, aus ihnen den Speisezettel der ganzen Vergangenheit wissenschaftlich festzustellen. An diesen beiden verführerischen Tafeln speist der arme Student. Er erhält zuerst eine grüne Suppe, deren Farbe nicht von Vegetabilien, sondern von der Beschaffenheit ihrer animalischen Bestandtheile herrührt und im Sommer namentlich die Nase früher als den Gaumen in Anspruch nimmt. In dieser Jahreszeit wechselt diese Suppe auch mit einer Bierkalteschaale, welche der Wirth aus Bierneigen in Gläsern, umgeschlagenem Braunbiere und ähnlichen essigartigen Flüssigkeiten erzielt. Alsdann erscheint das Gemüse und ein Teller Braten oder jenes Gericht, das unter dem Namen »Bouletten« einen ähnlichen großen Ruf in Berlin besitzt, als vormals die schwarze Suppe zu Lacedämon und [77] der Lotos im Homer. Sein Brod erhält der Student abgeschnitten und auf die Gabel gespießt. Ueble Erfahrungen mit ganz armen Jungen, die sich

nur eine Suppe geben ließen und den Hunger mit Brode stillten, haben den Wirth zu dieser Vorsichtsmaßregel veranlaßt. Obwohl der Hunger der beste Koch ist, vergnügen sich doch die jungen Schwelger nur möglichst kurze Zeit an den Erzeugnissen der diabolischen Küche des Hahnes; die Tische werden in unglaublich kurzer Frist leer und von frischen Ankömmlingen gefüllt. Der Luxus der Serviette ist hier vollkommen unbekannt und Messer und Gabel sind von unverhältnißmäßiger Dicke und Schwere, weil sie oft geputzt werden und doch möglichst lange vorhalten müssen. Auf der andern Seite des kleinen Hausflures ist in einem größeren Zimmer ein Billard aufgestellt. Es wird fast den ganzen Tag über nicht leer, aber in den Mittagsstunden von Studenten benutzt; die übrige Zeit belustigen sich herrschaftliche Bediente, Unteroffiziere aus den nahen Kasernen und junge Leute »ohne Stand« darauf. Von Tischgesprächen ist kein Laut zu hören, stumm wird die armselige Mahlzeit verschlungen und die Heiterkeit kehrt erst unter den schattigen Bäumen des Kastanienwäldchens wieder, wo sich einige Commilitonen zu wissenschaftlichen Gesprächen zu vereinigen pflegen.

Der wohlhabendere Student hat es besser, der Preis seines Mittagstisches beträgt meistens das Doppelte und zahlreiche Restaurationen sorgen reichlich und gut für seine Beköstigung, seit die Concurrenz der Gastwirthe stärker geworden ist. [78] Früher theilten sich nur einige Restaurants in die Beute; es gab kaum sechs bis acht Lokale, wo Studenten verkehrten, und sie sahen sich der Diskretion der Eßkünstler überlassen, wie Schiffspassagiere dem Wohlwollen des Kapitäns. Allmälig etablirten sich mehrere Wirthe, gaben anfangs vortreffliches Essen und verschlechterten es, sobald sie eine starke Kundschaft erworben hatten. Die Studenten durchschauten diesen Schwindel auf der Stelle. Tauchte ein neuer Wirth auf, so ging alle Welt zu ihm und »aß sein Debüt ab!« So wie aber der Wirth knauserte und drückte, verschwand der Haufe und sammelte sich wieder an einer andern Stelle, wo inzwischen ein verlassener Wirth Verbesserungsversuche angestellt hatte. Durch

diese großartigen Fluctuationen ist endlich ein erträglicher Mittelzustand der Dinge hergestellt worden. Kein Wirth darf ein sicheres Geschäft von anderen Umständen als eigener Solidität hoffen und der Student, sein Gast, befindet sich ganz wohl dabei. In diesen Lokalen wird stark Billard, Domino und Schach gespielt; Karten spielt der Student an öffentlichen Orten fast nie. Man muß sich wohl hüten, bei der Anwesenheit aller akademischen Abzeichen, junge kartenspielende Leute mitten unter Studenten für etwas Anderes zu halten, als gaunerische Lockvögel, welche den zuschauenden Neuling aus der Provinz in ihrem Garne fangen wollen. Auch Zeitungen und Journale werden stark gelesen und die Wirthe sind genöthigt, die beliebtesten Blätter, zum Theil sogar doppelt, zu halten. Um drei Uhr Nachmittags sind die Lokale, wo zwischen eins und [79] halb drei kein Apfel zur Erde fallen konnte, öde und ausgestorben.

Mit dem reichen Studenten hat es keine Noth; er setzt sich erst um drei Uhr zu Tische. Bis dahin ist er unter den Linden auf der Sonnenseite, im Sommer im Thiergarten spazieren gegangen oder geritten; er nähert sich jetzt langsam den Hotels unter den Linden. Seines Gleichen sind natürlich zu zählen, aber sie sind doch in Berlin unverhältnißmäßig stark vertreten. Der reiche Student ist Stammgast an der Table d'hote eines der ersten Hôtels und der Wirth läßt ihm an dem Zwanzigsilbergroschencouvert eine Preisermäßigung von fünf Silbergroschen zukommen. Wenn ihr mit einem Freunde dort eßt, der plötzlich in der Hauptstadt angelangt ist, während die Hausfrau die Wäsche hat, und ihr seht zur Linken einen jungen feinen Mann, der mit spöttischem Lächeln den gegenübersitzenden Reisenden für ein großes Seidengeschäft betrachtet, weil dieser eben die blendend weiße Serviette durch die Zacken der schweren silbernen Gabel zieht, als ob er eine kleinstädtische eiserne Zinke vor sich hätte, so könnt ihr mit Sicherheit schließen, den reichen Studenten vor euch zu haben. Mit Feinheit müßt ihr ihn ins Gespräch ziehen, denn er ist ein eleganter und delicater Bursche, aber dann läßt er auch beiläufig fallen, daß

er in Bonn studirt habe und mit dem Sohne des Prinzen von Preußen, dem künftigen Thronerben, gut Freund sei. Gewinnt ihr ihn zur Theilnahme an Champagner, so erschließt er euch bei aufmerksamem Zuhören [80] sein Herz und erzählt aus Bonn, bis der Kellner den Tisch abdeckt.

In einem neuen und vielleicht wichtigsten Verhältnisse steht der Student zu seiner Wohnung, und in diese müssen wir ihn begleiten, wenn wir seine Stellung zur Gesellschaft in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit begreifen wollen. Im Allgemeinen ist der Student in Berlin vogelfrei; kein Mensch bekümmert sich um ihn und studirte er zwanzig Jahre lang. Nur muß er seine Bedürfnisse baar bezahlen. Ein Student, ein stiller Mensch, schwindsüchtig und von Leuten und Umgang abgewandt, hat eine Nacht und den darauf folgenden Tag todt in seinem Bette gelegen, ehe es den Miethsleuten einfiel, seine Thür zu öffnen. Wer seine Kleider und Stiefel als armer Schelm allein reinigen muß, ist der Paria; man läßt ihn am Wege sterben. Jemehr der Student in seiner Wohnung verzehrt und draufgehen läßt, desto beliebter ist er im Hause, oder was dasselbe ist desto ärger wird er betrogen. Der Student ist im Ganzen ein zuträgliches und beliebtes Nahrungsmittel des berliner Zimmervermiethers. Er unterstützt alte Pensionärinnen, Wittwen und sparsame Familien durch seine Existenz, aber auch gräuliche Schmarotzer, Müßiggänger, Schwindler und Kuppler. Ein vollkommen ausgebildetes Parasitensystem hat sich auf dem Studententhum eingenistet, und es bedarf für den jungen Ankömmling erst längerer Erfahrungen, oder einer harten Schule, wenn ihn nicht seltenes Glück zu ordentlichen Leuten führt, ehe er sich mit dem [81] Demantpanzer gewappnet hat, ohne den er und seine Börse in Berlin sofort durchlöchert werden.

Die größere oder geringere Vornehmheit der Gegenden Berlins entscheidet auch über die Wohnung des Studenten. In der Behrenstraße und unter den Linden, wo man den monatlichen Miethzins in Golde fordert und entrichtet, haust nur der Aristokrat des Studententhums. Hier giebt es einige wenige Hôtel garni's, in

denen fast ausschließlich begüterte Studirende des Auslandes wohnen. Solche Häuser haben ihren mehrerer Sprache fähigen Portier, einen dem Wirthe gehörigen Stiefelputzer und allerlei solide und »zierliche« Verbindungen. In einem dieser Häuser wohnte zu meiner Zeit ein Student vom Kap der guten Hoffnung, ein talentvoller junger Mann mit einem starken Beigeschmack von Hottentottenthum in seiner Visage. Alljährlich erhielt dieser Studio, dessen gelehrte Errungenschaften seinem buschmännischen Vaterlande wahrscheinlich keinen zu hohen Begriff von der Lehrfähigkeit der berliner Universität beigebracht haben werden, ein Faß Kapwein aus seiner Heimath. Dieser Wein wurde unter der Assistenz mehrerer Freunde im Keller abgezogen und fesselte uns magisch an den Hottentotten, so lange er noch einen Tropfen im Keller hatte. Später verließen wir Afrika als eine unwirthliche, dem europäischen Sinne nicht zusagende Provinz – ein kleiner Charakterzug des Studenten aus Afrika und Europa. In der Nähe dieser Hôtels sind mit Leichtigkeit Stallungen zu finden, in denen der reiche Student sein eigenes Pferd so lange unterbringen kann, bis er es mit Schaden verkauft. Ganz in der Nähe der [82] Linden, in der Mittelstraße und Dorotheenstraße, beide Parallelen der großen Hauptstraße, wohnt das eigentliche Studententhum beisammen. Man kann diese Gegend das quartier latin von Berlin nennen. Einst blühte dort der berliner Saal, bis der akademische Senat bei Strafe der Relegation den Besuch desselben verbot, aber noch heute blüht eine Pfandleihe im eigentlichen Mittelpunkte der Mittelstraße. Wohnen in der Dorotheenstraße meistens noch eine Menge anderer Leute, so hat der Student aus der Mittelstraße so ziemlich Alles vertrieben, was nicht unmittelbar zu den Musen gehört. Aeltliche schmutzige Häuser mit ausgetretenen Treppen und alterthümlichen Mansardendächern aus der Bauperiode Friedrichs des Großen geben der Straße eine unordentliche Physiognomie; allerlei nicht zu reinliche Gewerbe haben sich in den Höfen und Kellern eingenistet und verderben die Atmosphäre. In der Mittelstraße allein hängt noch der Student, bekleidet mit einem zerrissenen Schlafrock und

buntem Käppchen, die lange Pfeife zum Fenster hinaus; ist der Wächter in den Stunden nach Mitternacht nicht sicher von bösartigem Wurfgeschütz getroffen zu werden; geht der Wandrer des Nachts nie an den Häuserseiten, sondern mitten auf der Straße!

Nur ungern sehen es die Zimmervermiether, wenn der Student sich Morgens auf einer Blechmaschine den Kaffee selber kocht, oder Victualien durch seinen Stiefelputzer besorgen läßt. Alle Lebensmittel, Getränke und Feuerungsbedürfnisse sollen durch die Hände der Vermiether gehen. [83] Das Pfund Kaffee und Zucker hat hier wie in der Apotheke nur 24 Loth, das Quart Oel und Spiritus geht in eine Dreiviertelflasche, das Zweigroschenbrod kostet 3 Silbergroschen und von den Brennholzscheiten wird soviel abgespalten als möglich, damit Holzsplitter nicht die Eleganz der Wohnung entstellen. Diese Eleganz besteht in einem Sopha, dessen Fußende durch die Ablagerung von vielen akademischen Stiefeln ein gräuliches Colorit angenommen hat, einem Schreibsekretair mit wackliger Klappe und ausgedrehtem Schloß, einem Kleiderspinde und großem mit Wachstuch überzogenem Tische vor dem Sopha. Letzterer Tisch trägt mehrere versengte Stellen von übergegossenem Brennspiritus, heißem Sigellack und brennend weggeworfenen Schwefelhölzern. Außer den Stühlen und einem etwas trüben Spiegel findet man noch die Büsten Göthe's und Schiller's in schlechten Gypsabgüssen à sieben und einen halben Silbergroschen. Das gedankenvolle Ansehen dieser schönen Dichterköpfe haben die Bewohner einigermaßen durch Schnurrbärte von Tintengrund gestört oder auch durch aufgestülpte alte Hüte und Mützen erhöht. Ohne Schiller und Göthe keine ächte Studentenstube für fünf Thaler den Monat. Hat der Student kein eigenes Bett, so zahlt er monatlich einen Thaler mehr; hat er ein eigenes Bett, so stiehlt man ihm im ersten Vierteljahre die Hälfte seiner Federn heraus. Alle Vermiether von Studentenstuben schlafen auf merkwürdig reichlich gestopften Federbetten.

Zu der Eigenthümlichkeit solcher Stuben, namentlich wenn ein Wirth ihrer mehrere [84] vermiethet, gehört »einer Wirthin

Töchterlein.« Besagtes und betagtes Mägdlein correspondirt mit einem auswärtigen Bräutigam und ist mit einem anwesenden Einwohner verlobt. Wie die Vestalinnen ihr Dasein der hehren Göttin, hat sie ihr jungfräuliches Leben der erhabenen Burschenschaft geweiht, wie die Vestalinnen heirathet sie erst im späteren Lebensalter und dann keinen Studenten, sondern einen jungen Schuster oder Schneider, der sich etabliren will und Geld braucht. Noch gehört recht eigentlich zur Studentenkneipe ein Thier, dem man in Aegypten, wo jeder Ort seine heilige Bestie hatte, wahrscheinlich in etwa vorhandenen Studentenstädten einen Tempel erbaut hätte. Dieses Thier ist die Wanze und dem Studenten bis in den Tod ergeben. Es schläft in seinem Bett, es wohnt in seinen Büchern, bewacht seine Kleider und begleitet ihn zuweilen selbst, gleich dem treuen Hunde, auf seinen Spaziergängen. Im Sommer wetteifert mit der Wanze die Fliege, eine flüchtige Pilgerin aus den Läden der vielen Schlächter und Pferdeställen. Die Jagd auf diese Fliegen gewährt dem Studenten nach Tisch eine angenehme Bewegung; der Deckel seiner ausgedienten Zumptschen Grammatik, an ein Rohrstöckchen befestigt, ist sein Jagdgeräth und zahllose Flecken an den Wänden bezeugen den unermüdlichen Eifer des jungen Waidmannes.

Alle Wohnungen des Studenten werden auf einen Monat mit vierzehntägiger Kündigung gemiethet, in einigen Fällen auch wohl ohne Miethszahlung verlassen. Seit der Verbesserung der Polizei in der Stadt sind diese Fälle jedoch sehr [85] selten geworden, da nichts leichter ist, als einen Ausreißer auszufinden und vor Gericht zu stellen.

Jeder Student hat seinen eigenen Hausschlüssel, den ein ordentlicher junger Mann schon um 8 Uhr morgens einsteckt, wenn er nach der Universität geht. Die Combinationen der Wirklichkeit lassen sich nie vorher berechnen und es können Fälle vorkommen, wo ein Mensch, der planlos am Morgen ausging, Nachts um zwei Uhr besinnungslos die Treppe hinaufgetragen wurde.

Mit seinem Wirthe steht der Student meistentheils nicht gut.

Dieser Uebelstand liegt weniger am Studenten als am Wirthe, der ein Ideal von dem »vollkommenen Studenten« im Busen trägt, das in der unvollkommenen Welt nie vorhanden ist. Der vollkommene Student ist eine Art Marsyas, der zu jeder Schinderei geduldig stille hält, ein Trappist, der den ganzen Tag über kein Wort spricht, ein Krösus, der mit Geld um sich wirft, ein Diogenes an Mäßigkeit, ein Waschbär an Reinlichkeit, ein Esel an Geduld, ein Schaaf an Nachgiebigkeit, ein Heirathscandidat für seine Tochter und ein Abnehmer seines Brennholzes. Da sich nun alle diese Eigenschaften nie in einer Person vereinigt finden, ist auch der Punkt der Einigung zwischen Wirth und Student bis jetzt eine offene Frage.

* * *

DER ALTE LINK.

[86] WER HAT in Berlin studirt und kannte nicht den *alten Link*? Mochte er nun ein feiner Studio der Rechte mit anderthalb tausend Thalern jährlichem Wechsel, oder nur ein armer Apotheker sein, der mit Müh' und Noth die beiden Fritze für Mitscherlichs unvermeidliche Experimentalchemie zusammenkratzte; mochte Einer nun zehn Collegia auf dem Quittungsbogen bezahlt haben und alle schwänzen, oder im Hospitiren wahrhaft groß sein und nichts auf dem Bogen, aber viel im Kopfe haben; sie waren irgendwo einmal mit dem alten Link zusammengerannt, entweder in der Uhrhalle der Universität oder im Grunewald und den Pichelsbergen. Der alte Link war im leibhaften Gegensatz zu seinen geliebten stabilen Pflanzen, immer auf den Beinen; waren sie ewig *stumm*, war er stets beredt und witzig. Nun er todt ist und den Pflanzen seinen Leichnam als Dünger vermacht hat, werden sich hoffentlich seine Freunde zusammenthun, wenn [87] ihrer nicht zu viele sein sollten, und ein Herbarium seiner trockenen Witze herausgeben.

Der alte Link gehörte zu den Menschen, welche sich nie von dem Mutterschooß der Natur losgemacht haben, sondern an ihren hundert Brüsten saugend, auch von ihr mit einer Art Dankbarkeit behandelt werden. Er liebte Wissenschaft und Weib, Wein und Witz und wurde dreiundachtzig Jahr alt, weil das Leben einen so guten Kunden ungern fahren ließ. Als fünftes W. liebte Link Wohlthätigkeit und behaglicher ward ihm nie, als wenn er nach halbtägiger Wanderschaft durch Wiese und Wald, an einem improvisirten Abendtisch seine Begleiter, meist arme Studiosen, aus seiner Tasche splendid und lustig bewirthete. Deswegen überlassen wir es auch anderen Leuten, zu berichten, wo er geboren ist, wo er studirt und wie viel Titel und Orden er gehabt hat; wir freuen uns,

daß ein ganzer Mensch auch einmal ein ganzes reiches Leben genossen hat. Er hielt an den unsterblichen Ideen der Pflanzenwelt fest und ihr sanfter poetischer Geist begleitete ihn durch lange Jahre und weite Wege. Aber in dieser ebenen Existenz entwickelte er, wie die Pflanze, heilsame kaustische Säfte, die sich in seinem Lehrvortrage, im Umgange, in Prüfungen kund gaben.

Man sah ihn häufig auf der Straße, noch häufiger vor den Thoren, denn dieser Natur mußte am wohlsten sein, wenn unter freiem Himmel Nebel und Wolken über sie hinzogen – gassatim nennt es der Studio und denkt sich noch was dabei. Zum letzten Mal fand ich ihn [88] – er mochte damals über siebzig Jahre alt sein – im türkischen Zelt zu Charlottenburg, wo er den Nachmittag über mit einigen Botanikern auf den sumpfigen Wiesen Pflanzen gesucht hatte. Alles klagte über nasse Füße, nur er nicht. Aber er empfahl Allen auch den Magen und zwar mit gutem Rheinwein anzufeuchten, denn er sagte: »Meine Herren, similia similibus, es lebe die Wissenschaft!«

* * *

HENRIETTE SONTAG IN LEIPZIG.

[89] DIE GEFLÜGELTEN Gedanken der *Mechanik* und *Kunst* gebieten über *Raum* und *Zeit*. Es ist kein kleinerer Triumph für den *Geist*, Tagereisen in wenige Stunden zusammenschrumpfen, als goldene Jugend sich über ein ganzes Leben verbreiten zu lassen. So ziemt es sich, daß man in kaum dreißig Stunden ein halbes Hundert Meilen zurückgelegt, um eine Künstlerin zu hören, die uns vergessen macht, daß sie *einst* jung gewesen ist, weil sie *noch* jung ist, *weil* sie das beste Kosmetikum in der Seele, in ihrem Haupte trägt: den *Geist*.

Brausen des metallenen Ungeheuers, weißleuchtender Rauch, graubraune Flächen, schneeige Linien und Zacken am Horizont, Läuten der Stationsglocken, Geplauder der frohen Reisegefährten, Gewühl bei der Ankunft, ein frohes Mahl; das ging an uns wie im Traume vorüber, wie uns ja auch die ganze Zeit vergangen ist, seitdem wir vor fünf und zwanzig Jahren »una voce poco fa« [90] von der genialen Künstlerin gehört haben. Und wieder schlägt das Orchester die wohlbekannten Klänge an, die Seitenthür öffnet sich und die reizende *Rosine* hüpft herein. Um die volle aber kräftig zierliche Gestalt schmiegt sich das blaßröthlich-seidene Gewand, unter dem schwarz-sammtnen Mieder mit schwarzen Spitzengeweben nach spanischer Sitte verziert, das seidne reiche dunkle Haar ist einfach gescheitelt, eine mild-rothe Blüthe wiegt sich sanft auf dem antik verschlungenen Haarknoten, schwarze Sammtbänder mit Brillantknöpfen zeichnen sich köstlich auf dem herrlichen Nacken, den weißen Armen ab; das ist *Henriette Sontag*.

Die Erinnerung betrügt den Menschen so leicht. Wir finden mangelhafte Bilder unserer lieben Gestorbenen zuletzt ähnlich und weinen vor ihnen vielleicht bitterlicher, als an ihren blassen

Gestalten, da sie von uns gingen; soll unser Lächeln nicht unendlich wonniger sein, da wir ein in der Erinnerung innig bewahrtes Bild in Wirklichkeit vor uns auftauchen sehen und uns zuflüstern hören, daß wir statt zu verlieren, gewonnen haben.

Es ist dieselbe Stimme, es sind dieselben Augen, Glanz und Klang derselben göttlichen Heiterkeit der Seele, aber was Gereiftes darin ist, das beruht in der Patina des Genius; es ist der *Schmerz*, der durch diese Stimme und diese lieben Augen gezogen ist und sie in die höhere Sphäre der Kunst erhoben hat. Diese Augen haben geweint, diese Stimme hat geseufzt! Natürliche Blumen und Blumennaturen schlürfen den Thau [91] des Himmels aber nur zu ihrer Erquickung und so erhöhen jene Tropfen zuletzt den Duft und beleben die zarten Farben. Wunderbarer Eindruck – wohin rechnen wir diese Erscheinung, die unsere Kategorien von »Mädchen und Frau« so in Verlegenheit setzt; die der Frauen Gluth und anschmiegende Zärtlichkeit mit der tändelnden Leichtigkeit und dem holden Uebermuth des Mädchens verschwistert hat? Es ist der volle Ausdruck einer reichen weiblichen Natur, der keine der Phasen des Mädchen- und Frauenlebens verloren gegangen ist, die alle psychischen Phänomene fixirt und in das höhere künstlerische Bewußtsein, das zugleich Regulativ ihrer ganzen Existenz ist, aufgenommen hat. Daraus erklärt sich die magische Wirkung der Bezaubernden, und daher erscheint es als ihre Nothwendigkeit, daß sie in sich reicher und tiefer geworden ist. War ihre erste Jugend *Melodie*, so hat gleichsam das Leben die begleitende *Harmonie* entwickelt und aus der Einseitigkeit der Virtuosität die Totalität eines seelischen Kunstwerkes herausgerundet. Das Gemälde ist aus seinem Rahmen gestiegen und Skulptur geworden. Leicht wäre es, sich in weitere Abstractionen zu verlieren, wenn nicht das lebenswarme Gebild immer wieder die Phantasie auf die Einzelnheiten des schnell entschwundenen Kunstgenusses zurückführte und die organische Production vor der mechanischen Deduction schützte.

Die Stimme Rosinen's ist ihrem innersten Wesen nach süß, und

ihr Tonanschlag hat dieselbe reizend überraschende Gewalt, als der Aufschlag der schelmischen Augen; das ist die Gemeinschaft [92] aller großen Künstlerinnen, die mit nie alternder Seele singen. Gleich gerundet und unmittelbar entstehen die Bewegungen der Arme, die Hebungen und Senkungen des Hauptes. Von der Fertigkeit ist kaum noch etwas zu sagen, denn die ganze Stimme ist wie ein gaukelnder Falter, hinter dem das Ohr des Musikers wie ein wildverfolgender Knabe einherjagt, ohne ihn einzufangen. Die Feder mit ihrer plumpen und grausamen Manier muß sich die Lust vergehen lassen den Tonschmelz auf das Papier zu stechen und im Raritäten-Cabinet sehen zu lassen. Henriette Sontag braucht sehr selten ihre volle weiche Stimme; nur für den Ausdruck einer tiefen und liebreichen Empfindung zieht sie den Ton, wie auf einer Cremoneser Geige mit langem Bogen heraus. Tändelei und Spiel des Zufalls im Leben drappirt sie mit diesen wunderbar gekräuselten Arabesken ihrer italischen Kunst. Hier ruht für den Gesangskenner ein ganzer Schatz von schwierigen Problemen, aber er zerflattert vor dem Ohre, wie eine wundersame Wolkenbildung vor dem Pinsel des Males.

Die erste Arie überschüttete die Lauschenden förmlich mit diesen Amoretten, und jene derben Lorbeerkränze und gewichtigen Blumensträuße, die man der Holden zuwarf, waren nur ein schwacher Entgelt für die ätherischen Spenden, mit denen sie unsere Häupter umkränzte. Hatte sie in dieser ersten weltberühmten Arie alle Zuhörer als einen mitspielenden Chor an sich gezogen, so verwandelte sie die folgende Arie des Bartolo in ein Duett, in dem sie die Oberstimme mit den Augen sang. [93] Rossini mag vielleicht absichtlich das Musikstück in den unteren Chorden der Saiteninstrumente geschrieben haben, weil er so schöne und beredte Augen in seiner Künstlerseele voraus ahnte und auf singende Blicke im stummen Spiel Rosinens rechnete. Wie mystificirt standen diese armen Teufel von Figaro und Bartolo vor ihr, als das »Billetchen« zum Vorschein kam, das Taschentuch über den angeblichen Waschzettel geworfen wurde und das ironische

»Danke, danke!« den grimmigen Doctor zur frechen Parodie herausforderte.

In der Clavierscene erhielten wir nicht die Variationen von *Rode*, Henriette Sontag sang ähnliche von *Adam* über ein höchst kunstloses Liedchen: »Ah, vous dirai-je Maman«, das auch schon *Mozart* einst zu Pianovariationen Gelegenheit gegeben hat. Der Componist versuchte hier an einer gewissen Stelle, die Flöte mit der Singstimme kämpfen zu lassen – trostloser Wetteifer eines Klappenmechanismus an einem Stück todten Holzes, mit dem lieblichen Rieseln einer schelmischen Frauenstimme! Die Schlußkadenz mag die keckste Herausforderung sein, die je von einem Componisten der Stimme zugeschleudert worden ist. Die chromatisch verschlungenen Passagen, in denen Flöte und Gesang mit einander zum Triller tändelten, sind eine Klippenpartie in dem Ocean der Gesangsstücke, an der jede minder geschickte und geschmeidige Kraft kläglich Schiffbruch leiden muß.

Leichter aber auch ungleich lieblicher war die Composition einer *Polka* von *Karl Eckert*, welche Henriette Sontag am Schluß der Oper [94] uns noch als Scheidegruß mit auf den Weg gab. Mit Feinheit und Geschmack waren hierin alle die reizendsten Momente ihrer genialen Gesangsmethode zu einem Genrebilde vereinigt, dessen Grazie wahrhaft erquickte. Der Vorhang rauschte herunter; es war Alles wie ein Traum gewesen.

Und *Berlin*? – Leider war es nur sparsam vertreten; zu dem nie wiederkehrenden Kunstgenuß hatten sich nicht mehr als achtzig und einige Theilnehmer gefunden. Man muß auch jung geblieben sein, wenigstens im Herzen, um sich selbst und seine Bequemlichkeit an eine so zarte Freude setzen zu können. Viele, die Henriette Sontag einst zugejubelt haben, mögen in sich längst todt, begraben und eingewickelt sein in die langweiligen Byssusstreifen ihrer Philisterei, ausgedörrte Mumien – was kümmert es die große und junge *Sängerin*. Die griechische *Helene* kredenzte in ewiger Jugend noch dem kopfwackelnden *Menelaus* den Becher, und Enkel durften sich im vorigen Jahrhundert um eine berühmte Schönheit

bewerben und unglücklich werden. Es fehlte die kräftige genußsüchtige Jugend, deren Vorrecht es ist, sich an der Schönheit des Weibes zu berauschen und die zu wenig auf ernsterem Kampfgebiet gethan hat, um laue Gesinnung gegen die Kunst rechtfertigen zu können; es fehlte der eigentliche Reichthum, weil er als guter Rechner zwischen den Jahren der Sängerin und der Reiseausgabe auf gut kaufmännisch die Bilance ziehen wollte, und die Erfahrung machen sollte, daß man sich auch einmal *verrechnen* kann; es fehlte hoher Stand und Würde, weil sie vielleicht scheel [95] sehen mochten, daß das Genie von dem Lotterbett des höfischen Lebens aufgestanden und hinaufgestiegen sei auf das Piedestal des Ruhmes, weil sie mürrisch schmollten, daß ein schönes und geniales Weib den ganzen Ceremonienkram hingeworfen habe für die Lust, Seelen zu berauschen und Freude um Freude einzutauschen und lieber Gold zu ernten, als in den grünen Abgründen der Spieltische länger Gold zu versenken. Ein gewisses manneskräftiges Alter war vertreten und ein reicher Flor schöner Frauen. Wie mußten sie sich getröstet und erhoben fühlen über das niedrige Vorurtheil, das den Mann länger als das Weib jung bleiben läßt!

Und *Leipzig*? – Das gute *Leipzig* hatte in der Todesangst gelebt, daß Berlin selb Tausenden anrücken werde, daß die Mausefalle von Theater in der reichen Stadt bersten würde von Berlinern; Leipzig hatte sich nicht hereingewagt. Schon am Bahnhofe waren sie aber in Reihen aufmarschirt, die berliner Sturmfluth in ihre weichen sächsischen Seelen zu prägen und in ihrem berühmten kleinpariser Dialekt darüber schnackische Glossen zu machen. Aber man muß ihnen dennoch dankbar sein, sie hatten trefflich gekocht, die Suppe war heiß, der Champagner in Eis gestellt, die Gasthofsequipagen nach dem Bahnhofe geschickt und die »Hausmänner«, um nicht Portier zu sagen, unter den Thorweg postirt, stolzer trugen die Oberkellner die Feder hinter dem Ohr und hoffnungsvollere und unterwürfigere Stubenmädchen gab es nie, als am sechszehnten Februar in Leipzig.

[96] Auch haben sie da zu Lande einen schönen Dialekt, der in

seiner Nachgiebigkeit den Mund bis an die Ohren öffnet und beim Gesange fast wie das Italienische klingt, wegen der vielen lieblichen langen Vocale. Auch singen sie ihr sächsisches Italienisch auf dem Theater so gut als an der Table-d'hôte, auf der Straße so gut als im Foyer, in dem sich zwei Menschen nicht vorbeigehen können, und ich wünschte, sie hätten auf ihren Theatersitzen so viel Platz, als sie Zeit zum Reden haben. Ihr Orchester, dirigirt vom Kapellmeister *Rietz*, war sehr gut und begleitete discret, aber um diese Stimme passend zu begleiten, muß das Orchester der »queen mab« engagirt werden und als Ballet der Elfenreigen des Sommernachtstraums.

Der Abend hatte etwas vom Sommernachtstraum und auch an Gevatter Zettel und seinen Rüpeln fehlte es nicht; aber der leipziger Wächter bläst eben auf seinem verstimmten Horn den jungen Tag an, die schöne Sängerin schläft gewiß längst im ersten Stockwerk, während meine unmelodische Feder im dritten Stock noch rastlos mit Lokomotiveneile über das Papier kritzelt; in vier Stunden pfeift es zur Heimkehr – es ist Schlafenszeit.

* * *

AUCH EIN KÜNSTLERSOUPER.

(NACH DEN MITTHEILUNGEN EINES CELLISTEN.)

[97] DAS CONCERT war zu Ende. Die Damen erhoben sich und fanden es himmlisch, die Herren gaben ihren Schönen die Shawls um; man eilte nach Hause. Unterdessen hatte *Gusikow*, denn von ihm sprechen wir, die beiden Zauberstäbchen in die tiefen Taschen seines weiten seidenen polnischen Judentalars gesteckt, wo sie mit einer trockenen Semmel, die nach preußischem Landrecht mehr als mündig war, auf eigene Hand die letzten melancholischen Mazur's und Krakowiak's zu repetiren schienen; die hohe schwarze Mütze des Concertcostüms war mit einer Pelzkappe von gediegener Unreinlichkeit vertauscht worden und *Gusikow* rüstete sich mit seinen beiden Vettern, dem Aelteren und dem Jüngeren, seinen Reisebegleitern und Bedienten, nach Hause zu gehen. Der Sturm tobte draußen, der Regen floß in Strömen, aber das verhinderte den Mann nicht, der soeben zwölfhundert Thaler [98] eingenommen, trotz seiner hektischen Constitution fünf Groschen für eine Droschke zu ersparen.

Noch standen wir am Ausgange des Concertsaales im königlichen Schauspielhause. Ich war bei ihm geblieben, da ich dem jüngeren Vetter Cellounterricht gab und mich von dem genialen Virtuosen mit magischer Gewalt angezogen fühlte. »Herr H.«, sagte *Gusikow*, »heute bleiben Sie bei mir, heute ist ein festlicher Tag!«

Ich war erfreut, denn die heitere Laune des wahrscheinlich bevorstehenden Soupers würde, so hoffte ich, den eigenthümlichen Mann zum Sprechen bringen. Wir gingen, hinter uns die Vettern, der jüngere mit dem Holz- und Strohinstrument, in einem Sacke, der ursprünglich zu Hafer und Häcksel geschaffen worden war. Wir kamen bei ihm zu Hause an; aber da waren keine Vorrichtungen zu

einem Nachtessen. Statt einer festlichen hellleuchtenden Lampe wurde ein Dreiertalglicht angezündet, ein Tisch vor den großen schwarzen Kachelofen gerückt und wir nahmen alle Viere Platz.

»Speisen wir!« rief der Virtuose in seinem jüdischen Dialect. Verwundert sah ich mich um; keine Spur von eßbaren Stoffen! Aber war es nicht möglich, daß der Wundermann, der trockenen Hölzern Silberklänge zu entlocken verstand, auch aus einer dürren Tischplatte irgend ein ragout fin oder eine Trüffelpastete zaubern konnte? Es ging indessen Alles leider auf natürliche Weise zu. *Gusikow* gab dem jüngeren Vetter einen Wink, derselbe öffnete die Ofenthür und zog einen Teller heraus, auf dem von Mittag her ein großer [99] Hechtkopf traurige Betrachtungen angestellt haben mochte, wie sie nur irgend ein menschlicher Tyrann, der auf seine alten Tage den Wechsel der Schicksale erfahren, anstellen kann. *Gusikow* nahm den Teller mit dem Hechtkopf vor sich und entkleidete ihn der eßbaren Theile, die in der Gegend saßen, wo der eigentliche Hecht in seiner schönen Zeit – ach wo war sie hin! – einst recht eigentlich angefangen hatte. Die Vettern saßen dabei und sahen auf sein Beginnen, wie zwei Katzen, die durch besondere Protection der Köchin beim Zubereiten der Fische in der Küche verweilen dürfen und sich sittig gebehrden, in der geheimen Absicht, falls die Köchin wegsieht, ein Stück Fisch zu stehlen.

Wenn ich sagen sollte, daß meine Hoffnungen auf ein vergnügtes Souper herabgestimmt waren, so müßte ich die Unwahrheit sagen: mir war sogar zu Muthe, wie dem Manne, der seine letzte Abendmahlzeit genossen hat und am Morgen durch einen Vorschneider der Criminaljustiz dahin gebracht werden soll, wo nicht mehr gespeist wird, selbst nicht aufgewärmte Hechtköpfe. Kurz, ich hatte den Appetit verloren, wenn man ihn über gewisse Dinge verlieren kann. Der Virtuose war indessen ein Mann von Mäßigung, als gebornes Genie hatte er Achtung vor allen großen Köpfen und schonte den Hecht in den wesentlichen Theilen, mit denen der edle Fisch einst gedacht haben mochte; er schob also denselben dem älteren Vetter zu. Dieser entblödete sich nicht, den

Hechtkopf einer strengen Prüfung zu unterwerfen, inwiefern noch Eßbares an seiner äußeren sterblichen Hülle [100] vorhanden sei. Lange und mit wissenschaftlicher Genauigkeit wandte er ihn hin und her; endlich war kein Stoff zur Untersuchung mehr vorhanden und der jüngere Vetter, derselbe, der den Sack getragen hatte, erhielt den Hecht. Hatte ich bisher mit stummer Bewunderung, die nicht ganz frei von sehr viel Ekel war, der Kunstreise des Hechtes zugesehen, so stieg jetzt mein Staunen auf den höchsten Grad, als ich den jüngeren Vetter mit einer Meisterschaft, die von jahrelanger Uebung zeugte, seine Präparationsversuche beginnen sah. Obwohl Jude von Geburt und Ueberzeugung, brachte der Vetter doch mit plastischer Deutlichkeit diejenigen Theile des Kopfes zu Tage, in welchen die lebhafte Phantasie des Volkes die Marterwerkzeuge Christi erblicken will. Bisher hatte ich geglaubt, daß nur die Präcision der Katzen mit dieser herrlichen Oekonomie Fische essen könne; dieser Vetter stand über den Katzen, wie der denkende Mensch über der Thierwelt. Das Wunder der Speisung der Tausende mit Fischen nach der Bergpredigt, so sehr ich es als Schuljunge, wo ich meinen Appetit mit denen der Zuhörer Christi verglich, bezweifelt hatte; jetzt glaubte ich es. Dabei spie der Vetter, wie jener Vulkan in der Andenkette, von dem A. v. Humboldt erzählt, wenn auch nicht Fische, so doch Gräten um sich her. Ich hatte genug, wie der Leser gewiß schon lange. Endlich verschwand der Teller, ich weiß nicht, ob vielleicht noch Jemand seiner harrte; meinen Blicken ward er aber entzogen.

Während dieser Zeit hatte der Virtuose, seinen edelgebildeten, patriarchalischen Kopf in die [101] blasse Hand gestützt, den Vettern zugesehen, mit einem Lächeln, in dem sich Mißbilligung über der Vettern Gefräßigkeit und Unersättlichkeit nicht erkennen ließ. Wir sprachen unterdessen von seinen Reisen; ich fragte ihn, denn diese Frage durfte ihm, nachdem was ich eben von seiner Sparsamkeit gesehen, wohl die liebste sein, wo er das meiste Geld verdient habe?

»Wo denken Sie wohl, Herr H.?« sagte er mit einem

verschmitzten Lächeln.

Ich rieth auf einige Landstriche in der Wallachei, wo, wie ich wußte, die Dukaten noch zu gedeihen pflegten. Er schüttelte ironisch lächelnd seinen Lockenkopf.

»In Sibirien!«

»In Sibirien!« rief ich erstaunt, denn wie alle Deutschen, konnte ich mir bei dieser geographischen Reminiscenz nichts als einen Landstrich denken, wo man statt Beifall nur Prügelklatschen, statt Musik nur die Seufzer der Unglücklichen hörte.

»Ja in Sibirien!« Und er erzählte noch vieles von der Wohlhabenheit der Städte, von ihrer aufblühenden Cultur, welche von all den Verbannten herrührt, die sich nach überstandener Strafzeit dort niederlassen und ihren Geist, den man in Rußland nicht dulden wollte, den fernen Völkern einimpfen. So viel erzählte er, daß ich am liebsten noch an demselben Abend mein Cello genommen hätte und auf eine Kunstreise nach Sibirien gegangen wäre.

Darauf trennten wir uns und mir träumte die ganze Nacht von Sibirien, wo mich von Stadt [102] zu Stadt ein großer Hecht verfolgte und zu verschlingen bemüht war, während die Vettern Gusikow's ihn nur mit Anstrengung davon abzuhalten suchten; doch schlief ich wie alle Leute, die nicht zu Abend gespeist haben, sanft bis an den lichten Morgen.

Das war mein Souper bei *Gusikow*.

* * *

WETTRENNEN.

[103] DIE BEIDEN Wappenthiere der noblen Passionen: *Hund* und *Pferd* zeigen die merkwürdige Eigenschaft, daß um den Zeitpunkt, in welchem das eine Geschlecht in vollkommener Ebenbürtigkeit mit dem Menschen seine schönsten Triumphe feiert, das andere in tiefster Erniedrigung selbst bis zu den gemeinsten Contumazvorsichten herabsteigen muß. Zur Zeit der längsten Tage nämlich, wo viele *Hunde* in unerklärlicher Niedergeschlagenheit, von dunklem Spleen befangen, die Zier des Schwanzes und das denkende Haupt nebst Zunge zu Boden hängen lassen, wo ein öffentlicher Beamter und seine Subalternen mit eifrigster Controle nach ihren Frankaturmarken suchen und Concessionsentziehungen des Lebens an der Tagesordnung sind, kurz vorher ehe der Sirius culminirt, ist die Flitterzeit im Leben der Rennpferde. Jedes Roß von einiger Distinction erscheint alsdann auf der großen Fläche hinter Tempelhof mit geflochtenen Mähnen und [104] wohlausgekämmtem Schweif, bedient von mehrerem Stallgeknechte, und sieht mit Verachtung herab auf die Rapp-, Fuchs- und Schimmel-Proletarier, die, vor Droschken und Thorwagen gespannt, aus der Stadt mühselig herankeuchen. In der breiten Steppe zwischen Rixdorf und Berlin ist dann über Nacht, wie durch einen Zauberschlag, ein Wunderbau von einem Glaspavillon und zwei Tribünen aus der Erde gewachsen und die behelmten Häupter der Stadt bewachen zu Fuß und Roß die mährchenhaften Gebilde der Wüste.

Dicken Herren macht es um diese sonst naturgemäß so heiße Zeit kein Vergnügen »vollblütig« zu sein; für magere Pferde ist es ein Glück. Die vierbeinige Aristokratie beutet alsdann die Vorzüge ihrer Geburt und Lebensstellung aus; bürgerliche Pferde bleiben

hinter der Front und werden nur von Stallknechten geritten. Auf diesem Platze hat man die zeitgemäße Bedeutung eines schnellen Rosses in ihrer ganzen Tiefe erkannt, und mancher verhungerte Pegasus würde sich, könnte er diese wohlverpflegten Collegen erblicken, die müden feuchten Augen wehmüthig mit seinem eigenen Schweife trocknen. Es ist keinesweges eine Hyperbel, wenn der Laie der Hippologie und Kenner der Anthropologie behauptet, daß elf Zwölftheile der Menschheit es bei weitem schlechter haben, als diese Heroen der Striegel und Kartätsche, und der Menschenfreund lebt Angesichts der Wettrennen in der freudigen Einsicht auf, daß wenigstens ein Theil armer Zweifüßler in der Bedienung der Herren Vierfüßler ein erträgliches Brod findet.

[105] Einst waren die Wettrennen ein Volksfest der Stadt; jetzt tragen sie nur noch den Hautgout einer aristokratischen Belustigung. Volksfest ist jetzt – um die Wette nach Amerika zu rennen.

Das Schauspiel selbst ist ein belebtes und erhebendes. Von den Tribünen aus übersieht man den wichtigen Tummelplatz der Actionaire und Pferdebesitzer. Hier blühen üppig der Garde-Cavallerie-Officier, der junge Rittergutsbesitzer und der englische Jockey; hart daneben wachsen ringsumher wild verwegene Ellenreiter mit weißen Thalerbillets am Hut auf kauderwälschen Miethskleppern. Verwundert sehen diese dem waghalsigen Rennen nach; es tröstet sie über ihre Lage die vollkommene Unabhängigkeit ihres Willens von dem ihrer Reiter; sie haben nur im Stall zu gehorchen; einmal vermiethet sind sie frei wie das Roß der Prairien.

Jetzt giebt eine Glocke das feierliche Zeichen [zum] Wiegen der Reiter, Sättel und Aufzäumungen. Mit höchster Gewissenhaftigkeit wird nach dem Programm des jedesmaligen Rennens den Rossen ihre Bürde zugemessen. Mancher überladene Büreaubeamte muß mit Neid dabeistehen, wenn er sieht, wie bedacht man ist, die Kräfte der Pferde nicht ungebührlich in Anspruch zu nehmen. Ein zweites Zeichen ruft die Jokeys zu ihren Pferden, sie sitzen auf und reiten an den Tribünen vorbei, um sich und ihre Pferde zu

präsentiren. Zugleich wird eine Tafel aufgehißt mit den Nummern der concurrirenden Pferde. Viele waren »gezeichnet« [106] aber nur Wenige sind auserwählt; das Hauptvergnügen der Rennfreunde scheint zu sein: *Reugeld* zu zahlen.

Die designirten Wettrenner reiten unter allgemeiner Aufmerksamkeit der Zuschauer, die an den Costümen der Jokeys ihre Herrn zu erkennen suchen und in dem Verzeichniß notiren, die Bahn hinauf und die Spannung steigt mit jedem Augenblicke höher. »Was dieser *Dessen* für viele Pferde hat; er muß ein sehr reicher Mann sein!« bemerkt nachdenklich aber laut ein alter Philister zur Gattin, und unter dem Gelächter der ganzen Bank belehrt ihn ein junger Nachbar, daß »Dessen« kein Pferdebesitzer, sondern nur ein gewisser Genitivus sei, der sich auf den vorgenannten Herrn beziehe. Jetzt wird der Alte ernsthaft böse. »Genitivus! – ein Vocatius sind Sie – hier steht es auf dem Zettel, den ich für einen ganzen Silbergroschen gekauft habe: *Amtsraths Heller's* br. St. – *Dessen* br. H. – wenn Sie lesen können, werden Sie auch sehen, daß es groß geschrieben steht und ein Genitiv und groß geschrieben! – Wenn Sie *Dessen* nicht kennen, kann ich ihn doch kennen; *Dessen* ist ein vorurtheilsfreier Herr, der sich aus den Titulaturen nichts macht, darum steht nicht Herr dabei. »Da es abermals klingelt, wird der Alte nicht weiter beachtet, aber entrüstet spricht er noch längere Zeit in sein buntgewürfeltes Halstuch hinein und beschließt gleich nach dem Rennen Herrn »Dessen« aufzusuchen und ihm sein Compliment zu machen.

Die Renner gehen vom Ablaufspfahle ab, sie schießen wie gefiederte Pfeile die Bahn entlang, [107] jetzt biegen sie um die letzte Ecke, in die eigentlich entscheidende Strecke des Wettlaufs, die Reiter arbeiten mit beiden Armen, die Pferde mit allen Vieren, jetzt – jetzt – um eine Nasenlänge – und der Sieg ist entschieden. Der Sieger reitet langsam und stolz zum Waageplatz; die Besiegten verschwinden im freien Felde, als ob der Erdboden sie verschluckt hat. Nun folgt wieder eine halbstündige Pause für die halbe Minute des Schauspiels, und endlich erbarmt sich der mitleidige Himmel

und kühlt durch ein tüchtiges Regenbad mit Sturm die Begeisterung der Reiter, Rosse und Zuschauer ab. Die Wagenburg wird erstürmt, die Verkäuferinnen von Knoblauchswürsten und Branntwein halten nicht Stand, wie einst die Frauen der alten Deutschen, die Fuhrleute steigern trotz Taxe und Polizei die Preise um das Doppelte, verirrte Affenpinscher suchen wie wahnsinnig ihre Herren, Regenschirme werden vom Winde umgekehrt und über Feld getrieben, ja ein schwarzer und ein weißer Hut beginnen ein Steeple Chase, indem die Besitzer als Preisrichter verzweifelt nachrennen. So wird Alles zu einem Wettrennen, selbst die Rückfahrt nach der Stadt, und es fehlt endlich nicht an solchen, die keinen andern Preis gewonnen haben, als einen tüchtigen Rheumatismus oder ein verfrühtes Zipperlein.

* * *

NACHTGEDANKEN EINES DEUTSCHEN TABACKSRAUCHERS BEI DER KUNDE VOM DROHENDEN TABACKSMONOPOL.

[108] KOMM HER geliebte Trösterin in traurigen Stunden, theure *Tabackspfeife*! sei mir gegrüßt und gestopft mit lieblichem Varinasknaster, den des Engländers Schiff von den Küsten des freien Amerika originaliter herüberbrachte nach Hamburg, Varinasknaster, den ich zerschneide, wie ihn des schwarzen Sklaven Hand zusammendrehte in eine köstliche schwere Rolle, sende du Theure dein blaues Gewölk in die dämmernden Lüfte und bringe in diesen schwülstigen Anfang à la Young ein wenig Klarheit und Lesbarkeit, damit mein Freund, der deutsche Leser, nicht sofort meinen Aufsatz aufflammen läßt – in verächtlichem Fidibus!

Sie brennt, sie ist beseelt – sie hat Luft! Gestern noch fuhr ich ihr mit einem langen Drahte, daran geschmeidige Borsten waren, durch ihr respectables Innere und zog heraus des Rauchers [109] ewigen Haß: den sogenannten *Polacken*, d. h. ein Pfröpflein die Röhre verstopfenden Tabacks, das man wiederum in Polen: einen »*Deutschen*« nennt; so gegenseitig ist die Verachtung. O könnte man doch mit einem solchen Borstendraht und Pfeifenräumer auch durch die Verfassungsfeinde und Ausländer fahren und die reactionären Pfropfen und Polacken aus ihrem enggebohrten Innern ziehen; du, meine geliebte Pfeife, wärst nicht in Gefahr, gestopft zu werden mit inländischen Kräutern und pestilenzialischem Wegerich und Lattich.

In den Zeitungen habe ich gelesen und das lange Gesicht meines Tabackshändlers straft sie nicht Lügen, daß die Rede ist von einer *Knechtung* des fremden Tabacks in Deutschland!

Ich glaube bei Gott, daß sich das lange Gesicht von

Tabackshändler einbildet, die Deutschen werden ihr Nationalitätsgefühl geschmeichelt und erhoben fühlen, wenn ihre Einheit dadurch hergestellt wird, daß alle Stämme den einheimischen Stänkertaback rauchen müssen? O mein Tabackshändler, wie wenig kennst du den kosmopolitischen Deutschen!

Kleine Austern aus England, Schinken ans Bayonne, Caviar aus Astrachan, Braune Mouton aus Bordeaux, eine Cigarre aus der Havannah – wann der Deutsche sich daran erfreut hat, dann sprecht ihm gemüthlich bei einer Tasse Mokka aus Java von seinem Vaterlande – stopft ihm aber die Pfeife mit Vierradener und er wird euch wie Hiob ins Gesicht segnen.

O ihr wißt nicht, was ihr thut, ihr Männer [110] der Tabacksreaction; ihr werdet den Deutschen in Verzweiflung bringen. Ja, es giebt Revolutionaire in Schlafrock und Pantoffeln; glaubt mir jedoch, sie sind nicht gefährlich, so lange ihr ihnen die Pfeife und den guten Taback laßt; einmal dieses Palladiums beraubt, wird jeder Schlafrock zum Harnisch, jeder Pantoffel zum Spornstiefel, jede Pfeife zu einer Zündnadelflinte. Rührt den Taback nicht an, wenn euch die monarchischen Empfindungen Deutschlands lieb sind. Hätte Shakespeare den Taback gekannt, ich bin überzeugt, er würde den *Cäsar* bei seiner Beschreibung des gefährlichen hageren *Cassius* haben hinzusetzen lassen: »*Cassius raucht nicht – Brutus*, laßt Männer um mich sein mit langen Pfeifen, dieser *Cassius* flieht den Taback – *Brutus*, schafft Männer mit gestickten Tabacksbeuteln, die nicht Böses sinnen!«

Warum blüht die Despotie im Orient? weil die Menschheit aus langen Wasserpfeifen mit dicken Bernsteinspitzen Taback raucht, weil der Mensch mit solch einer Pfeife ruhig sitzen bleiben und Regierung und Schicksal still über sich ergehen lassen muß.

Warum hat man in China kein Parlament und keine freie Presse? weil der Chinese eifriger Opiumraucher ist und das Aroma des Mohnsaftes sein Hirn umnebelt.

Berührt also nicht die Heiligkeit eurer mächtigsten

conservativen Verbündeten in Deutschland. Nicht jener große Czar am scythischen Gestade der Newa schützt euch so mächtig, als der blaue Dampf, der an jedem Morgen aus Millionen [111] Pfeifen und Cigarren von Deutschland gen Himmel aufsteigt, ein frommes Brandopfer deutscher Philosophie und Geduld.

O glaubt es, erhabene Gebieter der Völker, mit der Pfeife im Munde erträgt der Mensch die schrecklichsten Qualen. *Raucht* nicht der indianische Häuptling, wenn er an den Marterpfahl gebunden ist und man ihm lebendig die Haut abzieht? *rauche* ich nicht, wenn mich junge Dichter besuchen und mir stückweise ihre Gedichte vorlesen?

Ohne Pfeife nur Tod und Blutvergießen! General *Seidlitz* rauchte bis mitten in das Treffen hinein; wenn es aber zur Attaque ging, schleuderte er die Pfeife weg, zog den Säbel, und wehe seinen Feinden!

Und nun, ihr Unterdrücker des Tabacks, denkt eure Pläne ausgeführt, folgt mir am Arm der Phantasie in die Zukunft! ich will mir zur Abwechselung eine La Fama vom guten Gerold anzünden und euch Deutschland ausmalen, wie es unter einer Tabacksmonopolizei aussehen wird.

Eilt in eurer Phantasie fünf Jahre weiter und denkt euch alle *Cigarrenläden* in Berlin geschlossen. Die Stadt wird hierdurch ein so düsteres Aussehen bekommen, als ob man die Leichenfeier des größten Helden Deutschlands beginge. Eine ungeheure Menge von Männern und Knaben zieht stumm (unter den Linden) zum Brandenburger Thor hinaus. In dem glänzend wiederhergestellten Kroll'schen Lokal ist eine großartige Ausstellung veranstaltet worden. Hier sieht [112] man mit polizeilicher Bewilligung Alles, was auf den Taback der Vorzeit von 1851 Bezug hat.

In einem Käfig links erblickt man einen alten Importeur. Hart daneben steht ausgestopft der letzte Horndrechsler und Pfeifenfabrikant. Unter Glas sieht man einige halbe und ganze Dutzend ächter Cigarren. Ein Viertelhundert Regalia wird gegen ein besonderes Entree in einem getrennten Zimmer hinter einem Gitter

und Eisenstäben gezeigt. Allgemeine Aufmerksamkeit erregen die Holzpflöcke aus einer Rolle Varinas. Draußen auf dem Exerzirplatz sind zwei Bataillone *Tabacksschnüffler*, welche aus brodlosen ehemaligen Tabackshändlern gebildet sind, mit militairischen Evolutionen beschäftigt.

Das Aussehen der Stadt hat sich sonst noch wesentlich verändert. Eine Menge Wirthshäuser ist eingegangen, weil in ihnen heimlich ächter Taback geraucht worden ist und ihnen die Concession entzogen werden mußte.

An ihre Stelle sind einige prächtige Gebäude getreten, in denen der Regietaback verkauft wird. Scheu weicht das Volk diesen Bauwerken aus.

Die Moral hat bereits gelitten. Frauen, die Jahre lang stillschweigend das Rauchen ihrer Männer duldeten, haben sich von ihnen getrennt, seit sie Regietaback zu rauchen angefangen. Brautpaare, die seit vielen Jahren verlobt, nur einer Anstellung entgegensahen, veruneinigen sich auf einer schwärmerischen Mondscheinpromenade. »Was rauchst du für eine scheußliche Cigarre, mein Orestes?»fragt sie. – »Es ist die Neustados Eberswaldia yellow, das Mille 50 Thlr., meine [113] Tisiphone!« antwortet er – worauf sich Beide stumm trennen. Sie sehen sich nicht wieder.

In den philosophischen Schriften der Gelehrten vermißt man den norddeutschen Tiefsinn, die Logik darin wird schlotterig; man fängt an, diese Werke für oberflächlich zu halten. In der Lyrik macht sich wieder Lebensüberdruß und Europamüdigkeit geltend. Von Düsseldorf geht in der Malerei eine neue Richtung, die der *trauernden Tabacksraucher*, aus. Auf der Kunstausstellung von 1856 werden sich 799 Gemälde befinden, auf welchen Pilger, Ritter und Engel dargestellt sind, welche wegen Verschlechterung des Tabacks in traurige Betrachtungen verloren, theils ferne Berge, theils nahe Pfeifen anstarren. Unter den Skulpturen befindet sich ein Basrelief von *Rauch*, darstellend die Apotheose von Prätorius und Brunzlow, bestimmt für das Familienbegräbniß dieser sich zu Tode getrauert

habenden Fabrikanten.

Auf die Preise der Lebensmittel ist das Monopol nicht ohne Einfluß geblieben. Wirsigkohl, Grünkohl und Spinat sind nur noch von Reichen zu bezahlen, da diese ehemaligen Gemüse zur Anfertigung der besseren Tabackssorten gebraucht werden. Dafür ist die Einfuhr des Seegrases um das Hundertfache gestiegen, und weil der Preis des Lebens gesunken ist, raucht man nur noch aus vergänglichen Thonpfeifen. Man denkt hierin ganz muhamedanisch: daß der Mensch keine Geräthe haben müsse, die länger dauern, als er selber.

Doch warum noch fernere traurige Blicke in [114] die Zukunft? *Pindar* hat gut reden, wenn er das Dasein des Menschen »den Schatten eines Rauches« nannte; der Preuße der Zukunft wird sich bedanken, der Schatten solch' eines Rauches zu sein, und nur der Selbstmörder wird nicht mehr zu Strick und Pistole greifen, sondern im Lokalbericht wird man in dem bekannten klassischen Constabler-Deutsch lesen:

»Gestern tödtete sich ein alter Mann aus Lebensüberdrüssigkeit mit seiner Tabackspfeife, indem er das Oleum daraus verschluckte, woso weiß man nicht. Berlin, den 4. Februar 1855.«

* * *

DER ACHTZEHNTE MÄRZ.

(NOCH EIN MISSVERSTÄNDNISS.)

[115???] Es war am Nachmittag des 18. März 1851. Herr v. Quaselwitz hatte bei Schott gespeist. Herr v. Q. speiste bei Schott nie unter einem Thaler, weil er dieses zu hausmannsköstlich fand; am 18. März hatte Herr v. Q. zu zwei Thalern gespeist und befand sich in einer patriotischen Stimmung. Er beschloß hinaus zu gehen auf den Kirchhof im Friedrichshain, nicht um zu weinen an den Gräbern und Kränze hinauszutragen zu den Denkmälern; Herr v. Q. wollte mit Blicken zerschmettern die Rotten der Demokraten, wollte sehen Polen, Juden, Franzosen und Literaten, wollte dies irregeleitete Volk, wenn möglich auf bessere Wege bringen, von der Landsbergerstraße und dem Alexanderplatz. Herr v. Q. war seines Zeichens einer der furchtbarsten Reactionaire, drei seiner Neffen dienten in der Garde, ein vierter hatte von einer reichen constitutionellen Bourgeoise einen Korb erhalten; Herr [116] v. Q. war für die Ordnung, aber nicht für die Gemeindeordnung; er liebte die Gerichte, zumal die Patrimonialgerichte, aber er haßte die Geschwornengerichte und die kalt gewordenen Gerichte; auch liebte er die Ruhe, zumal die Nachmittagsruhe. Am 18. März verzichtete er darauf, um mit Blicken etwas Pöbel zu zerschmettern. Herr v. Q. kam vor das Landsberger Thor; hier stand er still, sah die Schaaren der Wallfahrer, wüthete mit Blicken und zerschmetterte. Da faßte ihn ein Arm; es war eines Constablers Arm.

»Rasch gehen, immer vorwärts – hier darf Niemand stehen bleiben.«

Erstaunt blickt sich Herr v. Q. um. *Er vorwärts – hier?* auf *diesen* Kirchhof zu?!

»Ich werde *nicht* vorwärts gehen!« donnerte er den blauen Mann

des Gesetzes an.

»Sie werden mit mir kommen!« blitzte der Constabler ihm entgegen. Was weiter? Herr v. Q. war nicht im Stande sein Inneres dem Manne verständlich zu machen. Ach, des Menschen zarteste heiligste Empfindungen verhallen oft unverstanden und erst wenn wir eingesperrt sind, überzeugen wir uns, daß wir hätten sollen weder empfinden noch reden. In Zeit von fünf Minuten war Herr v. Q. auf der Constablerwache. Der Mann, der zu zwei Thalern bei Schott gespeist hatte, saß mit einigen Schreiern und Steinwürflingen auf einer Bank. Furchtbarer Schicksalswechsel! entsetzliches Verhängniß des 18. März. – Der Leser der Kreuzzeitung und der Buchstabirer des Urwählers auf *einer* Pritsche!

Die Geschichte schweigt über des Mannes [117] innere Leiden. Seinen Vertheidigungsversuchen wird Schweigen auferlegt; zum ersten Male muß er an sich erleben, welche Consequenzen erblühen aus der Unverantwortlichkeit. Man weiß, daß Menschen, die zum Tode verurtheilt waren, in einer Nacht *graues* Haar erhalten haben, man wird erfahren, daß auch im Innern des Menschen in wenigen Stunden eine jener Revolutionen vorgehen kann, welche für immer über Individuen und Staaten entscheiden. Als nach sechs bis acht Stunden und unsäglichen Mühen, vom Molkenmarkt aus, Herr v. Q. seine Freiheit wieder erhielt, war jene namenlose Umwandlung in seinen politischen Ueberzeugungen vor sich gegangen.

* * *

Herr v. Q war am 18. März *conservativ-constitutionell!*

[118]

EIN REST MITTELALTER.

EINST, als ich vertieft in das Studium der berliner Zeitungen saß, stürzte athemlos ein glaubwürdiger Unter-Tertianer ins Zimmer und brachte die Depesche, die Currende am Friedrich-Werderschen Gymnasium sei aufgehoben!

Hätte dieser Zeuge mir die Nachricht von der Aufhebung der Verfassung gebracht, und wäre ich ganz Kreuzzeitungsmann, mein frohes Erstaunen wäre nicht geringer gewesen, als es bei der Aufhebung eines Instituts sein mußte, das mich seit meinem siebzehnjährigen Aufenthalt in Berlin hartnäckig verfolgt hat.

Welche furchtbare Zeiten stehen uns bevor, was für ein rothsocialer Dämon hat die Menschheit ergriffen, daß sie die Hand legt an die ehrwürdigen Institutionen des Mittelalters, daß sie die Freude mehrerer Jahrhunderte abschafft – die Currende ist nicht mehr …

Aber der Leser fragt: Was ist die Currende? warum diesen Aufstand um die Currende? War [119] die Currende eine inländische Behörde oder Corporation, ein weltliches oder ein geistliches Institut, ein ritterlicher Orden?

Mit den letzten Fragen hat der Leser so ziemlich das Richtige getroffen; die Currende hatte etwas von einem geistlichen ritterlichen Orden!

Sie bestand aus armen Schülern, welche unter der Leitung eines »musikalischen Abtes«, den sie Praefectus chori zu nennen liebte, eine Art von singendem Bettelmönchsorden in einer Klostertracht bilden durfte, die in einem alten schäbigen Mantel und einem dreieckigen Hute bestand. Für gewöhnlich rückte diese Clerisei an jedem Sonnabend frühe, bei gutem oder schlechtem Wetter, in

ihrem Ornat aus und begab sich, 15 bis 20 Mann stark, welche das Vorrecht besaßen, die Schulstunden zu versäumen, vor die Wohnungen der Wohlthäter der Currende, die sie durch ihr Gebrüll geistlicher Gesänge aus dem Schlafe schreckte oder bei der Arbeit störte.

Ausnahmezustände bildete die Advents- und Weihnachtszeit, so wie die Woche vor hohen Festtagen, in welcher Zeit sich die Currende für permanent auf der Straße erklärte, musikalische Executionen über Berlin verhängte und ganze Stadtviertel mit Blechbüchsen beschoß, welche den Händen der Knaben anvertraut waren, die sich durch Abreißen der Wohnungsklingeln die Achtung der Currende und den Schrecken der Bevölkerung zugezogen hatten.

In der Front vom Gesang der Currende, im Rücken von den Bettelbüchsenschützen angegriffen, streckte die geängstigte Bevölkerung ihre [120] Vier- und Achtgroschenstücke, die gestörten Gelehrten fluchten, die Kranken ächzten auf ihren Betten, die kleinen Kinder versteckten sich weinend hinter die Kleider ihrer Mütter und nur ein reisender Franzose – wie das Magazin des Auslandes einmal berichtete, – pries den Gesang der Currendeknaben als »Engelsstimmen.«

Das Jahr 1848 machte der Currende ein Ende, aber als ächtes Gespenst des Mittelalters fand sie keine Ruhe im Grabe; wir müßten uns sehr täuschen, wenn nicht die Novembermänner außer Krone und Hermelin auch die schwärzlich vergilbten Mäntel und Filze der Currende gerettet hätten. Genug die Currende war wieder da – sie solfeggirte abermals mit ihren Engelsstimmen.

Motiviren wir unsere Freude, so besteht sie außer der Befriedigung, die alle und somit auch unsere musikalischen Ohren in dem Verstummen dieses gegen den guten Geschmack erhobenen Kriegsgeheules finden, in der Genugthuung, der Papiermühle die alten Mäntel, den Filzfabriken die Dreimaster, den drei Morgenstunden des Sonnabends, etwa 20 talentvolle Schüler wiedergegeben zu sehen. Rechnen wir noch dazu, daß diese armen

Paria's in der Achtung ihrer muthwilligen Mitschüler wiederhergestellt sind und ihre Dürftigkeit nicht mehr »bemänteln« dürfen, so votiren wir dem freisinnigen Reformmann, der die Currende begrub, den Dank der Menschenfreunde aller Zeiten!

* * *

[121]

VON DEN STÖRUNGEN.

NICHT VON denen der Planeten unter einander ist die Rede, sondern von denen der Menschen, und noch genauer bezeichnet: von den *Störungen*, welche ein arbeitslustiger, aber unglücklicher *Schriftsteller* zu erleiden hat. Schriftsteller und Vogelsteller spannen ihre Netze nach Vögeln und Gedanken aus und lauern in der Stille auf Beute; Lärm und täppische Gesellen bringen sie als ihre Erbfeinde um manchen hüpfenden Gewinn. Unter allen Mannigfaltigkeiten des Lebens wüßte ich keine größere, als die: *Geld auszugeben* und *gestört zu werden*. Sieht die Mehrzahl der Menschen sich gegen die erste Versuchung hinlänglich durch Geldmangel geschützt, so überliefert die ewig gerechte Natur doch am Morgen jeder Creatur vierundzwanzig gleichgemessene Stunden zu beliebigem Gebrauch, und es gehört zu den interessantesten Beobachtungen, die verschiedenen Mittel und Wege zu verfolgen, welche die Menschen anwenden, um dieses [122] Kapital sich selbst und Andern zu verkümmern. Geld haben heißt: Zeit haben, denn Geld arbeitet; aber wer aus Zeit erst Geld machen soll, muß ein Geizhals mit Stunden und Minuten sein. Man kann ein Kapital an Geld ausleihen und gute Zinsen bekommen; aber Zeitkapital einmal fortgegeben, ist für immer verloren.

Schon oft habe ich darüber nachgedacht, welche Mittel es gegen die *Zeiträuber* giebt, wie ich zum Unterschiede von den Tagedieben, die sich selbst bestehlen, diejenigen nennen will, welche andere Leute um ihre Zeit bringen; aber ich bin zu keinem Resultate gelangt. Der Schriftsteller ist dem Zeiträuber gegenüber recht- und schutzlos.

Du bist an einem Morgen mit dem besten Humor von der Welt

aufgestanden, das kalte Wasser, der wahre Wein für die Seele, hat deinen Kopf wunderbar erfrischt, du gehst frisch und lustig an die Arbeit und hast kaum zehn Zeilen geschrieben, da wird dir gemeldet, daß ein Herr dich zu sprechen verlange.

»Um halb acht Uhr Morgens? – ich bin nicht zu sprechen.«

»Er sagt, er müsse Sie sprechen, es wäre eine wichtige Angelegenheit.«

»So laßt ihn herein.«

Ein ältlicher Herr tritt ein, er trägt einen Paletot, der so aussieht, als ob er früher eine schwarze Tuchweste gewesen ist, hat um den Hals ein Schnupftuch in einer Art geschlungen, als ob man ihn eben auf einem Erhängungsversuch betroffen und abgeschnitten hätte, und duftet schon nach dem zweiten Frühstück, das er aus [123] Spiritualismus vor dem ersten genommen zu haben scheint. Der ältliche Herr giebt sich als einen mißvergnügten Pensionair dieses oder jenes Regierungsinstitutes zu erkennen, hat seine Gedanken in der Muße zu Papier gebracht und wünscht sie einer Zeitung einverleibt. Um seinen Worten den gehörigen Nachdruck zu verleihen, zieht er aus der Tasche des Paletots ein Manuscript, das wie ein vielgebrauchtes Schwert durch häufiges »vom Leder ziehen« ganz blank geworden ist. Dieses Manuscript überreicht er dir, indem er eine gewisse Erhabenheit über seine Physiognomie zu verbreiten sucht, wahrscheinlich weil er damit die Ueberzeugungskraft seines Werkes zu unterstützen gedenkt.

»Ich glaube, daß dieser Artikel sich für Ihr Feuilleton eignet.«

Du wirfst einen Blick in das Manuscript und entdeckst, daß es die sociale Frage behandelt und zwar vorschlägt, bei der Ausdehnung und Wichtigkeit, welche der Wallfischfang für einige Küstenstriche und Inseln Nordamerika's gewonnen habe, auch das gesammte deutsche Proletariat auf den Wallfischfang auszuschicken und abzurichten. Zugleich fällt dir das Manuscript, theils aus Schreck, theils durch seine eigene Schwere, zu Boden, du bückst dich, um es aufzuheben, und entdeckst, daß der mißvergnügte Pensionär seine Stiefeln nicht abgewischt, sondern auf deinen neuen

Teppich ein heilloses Emblem seiner Stiefeln abgedrückt hat. Dich überfällt eine unsägliche Wuth über das verstümmelte Weihnachtsgeschenk.

[124] »Mein Herr, ich glaube nicht, daß es so viele Wallfische auf Erden giebt, um alle ihre Jäger zu beschäftigen.«

»Alles auf das Haar genau berechnet,« erwiedert gönnerhaft und mitleidig lächelnd der Schmutzstiefel. »Sie werden Seite dreiundachtzig auf dem einundzwanzigsten Bogen die detaillirte Berechnung finden.«

»Aber die Schiffe, die Einwilligung der Regierung, der gute Wille der Leute?« rufst du, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, so nach einer Ausrede haschend.

»Drucken Sie die Schrift ab, mein Herr, und Sie werden die Regierung und das Proletariat gewonnen haben.«

»Und die Schiffe –?«

»Bauen wir mit Concerterträgen, und ich hoffe dann, daß gerade Sie uns durch Ihre Empfehlung sehr nützlich sein können; ich selbst habe mehrere Gedichte über den Gegenstand verfaßt, welche zwischen den Musikstücken declamirt werden sollen, ich habe Ihnen einige mitgebracht und glaube, daß wir, sobald der Aufsatz abgedruckt ist, sogleich, um die Theilnahme nicht erkalten zu lassen, mit einigen vorgehen müssen.«

Sprachlos vor Wuth bleibt dir nichts übrig, als, um deine Zeit und deinen Teppich zu retten, das Manuscript da zu behalten, dich nach der Wohnung des Pensionärs zu erkundigen und ihm schriftliche Antwort zu versprechen.

»Bitte sehr,« sagt der unselige Mann, »ich spreche schon selber wieder vor.« Damit complimentirst du ihn zur Thür hinaus.

[125] Jetzt gilt es, die Gedanken wieder zusammen zu raffen. Du athmest einige Male tief auf, liesest dein Geschriebenes wieder durch – es ist wieder Jemand an der Thür? »Ein Herr mit einer Mappe und Rolle *muß* Sie sprechen.« »Ich bin nur Nachmittags zwischen drei und vier Uhr zu sprechen« – aber der Herr mit Mappe und Rolle hat sich durch die offene Thür auf den Corridor gedrängt

und lugt schon durch die Thür, so freundlich lächelnd, daß er maulschellirt oder hereingelassen werden muß.

Der Herr nähert sich deinem Schreibtisch, rückt ungenirt, jedoch behutsam das Schreibzeug bei Seite, bindet die Mappe auf und enthüllt deinen Blicken eine Lithographie der Enthüllungsfeierlichkeit des Friedrichs-Denkmales. »Was sagen Sie dazu? – sie ist von Cornelius selber.«

»Von Cornelius? Das ist nicht wahr,« platzt es dir heraus.

»Entschuldigen Sie, nicht von Cornelius selber, sondern nach seiner Angabe, von einem Schüler; das Exemplar kostet zwei Thaler und hat schon den Beifall so vieler Herrschaften gefunden, daß ich nicht bezweifle, ich werde auch bei Ihnen eins absetzen.«

Bisher warst du der Meinung, der Mann wünsche sein Blatt nur öffentlich empfohlen zu sehen, seit er jedoch noch auf deinen eigenen Beutel speculirt hat, packst du die Mappe an ein Ende und den Mann an einen Arm und enthüllst ihm mit soviel Bonhommie, als dir noch übrig geblieben ist, daß eine Treppe höher ein [126] hyperpatriotischer Obristlieutenant wohnt, der gewiß das Bild kaufen werde.

Nun ist der Mann fort und du schreibst eine halbe Stunde lang weiter. Der Briefträger bringt drei Briefe. Sie sind frankirt, enthalten eine Einladung zu einer Sonntagsmatinée mit nur eigenen Arbeiten eines jungen Componisten, den Drohbrief eines poetischen Jünglings, daß er in den nächsten Tagen selber kommen werde, und die anonyme Zuschrift einer ästhetischen Dame, welche sich über kritische unbillige Behandlung eines Sängers beschwert, dessen Talent sie am besten beurtheilen könne, da er in ihren Wochenthee's und zwar ihre eigenen Lieder singe.

Diese Störung hat glückliche zehn Minuten gedauert und es wird in demselben Augenblicke, als du wieder rasch zu schreiben beginnst, so heftig hinten an der Klingel gerissen, daß du es in deinem Arbeitszimmer hörst. Der Klingler ist der Junge aus der Druckerei, der die erste Hälfte des Manuscriptes abholen will.

Wer nicht das Selbstvertrauen und die

Strafgerichtsphysiognomieen dieser Jungen gesehen hat, weiß nicht, was tragisches Pathos ist.

Da ihnen wohl bekannt ist, welche nothwendige Mittelglieder sie in der Tagesliteratur sind, welche Berechtigung in ihrem entschiedenen Auftreten liegt, da sie zu oft Ohrenzeugen der Klagen müßiger Setzer, der Reclamationen des Zeitungscomptoirs über versäumte Posten, der Drucker über verspätetes Umbrechen des Blattes gewesen sind, kann man ihnen die entschiedene Verachtung, welche sie gegen die Schriftsteller an den Tag [127] legen, im Grunde nicht verübeln. Daran gewöhnt, ihrerseits pünktlich und rasch zu sein, durch Zweigroschenstücke in wichtigen Momenten belohnt und angefeuert, oder durch Katzenköpfe im Uebertretungsfalle bestraft, fordern sie, daß die Manuscripte bei ihrem Erscheinen unfehlbar fertig seien.

Schmutzstiefel, Bildermappe, Matinée, Versjüngling und beleidigte Damen haben dich leider dein Pensum nicht fertig machen lassen, du nöthigst also den jungen Herrn aus der Druckerei zum Niedersitzen am warmen Ofen und schellst, damit ihm ein Butterbrod und ein Apfel gebracht wird und er von anderweitigem Unfug mit Händen und Füßen abgehalten werde. Dann fährst du wie ein Tieger über Papier und Feder her. Der Junge verzehrt unterdessen den Apfel. Beinahe bist du mit dem nöthigen Manuscript fertig, da steht der Junge auf, nestelt an seiner Jacke und sagt: »ich habe auch noch einen Zettel abzugeben.« Der Zettel kommt von einem Genossen und Mitredacteur: »Lieber Freund, messen Sie nicht mir, sondern Ihrem gestrigen abendlichen Ausbleiben bei, wenn trotz der Revision des Blattes in Ihrem heutigen Artikel ein sinnentstellender und lächerlicher Druckfehler stehen geblieben ist. Richten Sie sich übrigens zu morgen auf recht viel Manuscript ein, die wiener Post ist ausgeblieben und die Kammer fällt aus.« Zwei unangenehme Ueberraschungen, obgleich es einem norddeutschen Journalisten nichts Neues ist, wenn die wiener Post ausbleibt und die Kammer ausfällt.

[128] Der Druckfehler verstimmt dein Gemüth und lähmt die gute

Wendung, die du eben dem letzten Satze geben wolltest, aber das Papier wird dir fast naß unter den Händen weggerissen und der Junge läuft mit dem halben Artikel davon.

Wie eine Locomotive, die sich auf den ersten Stationen aufgehalten, stürzt jetzt die Feder unaufhaltsam vorwärts, um die im hastigen Satze vorauseilende Zeitung wieder einzuholen!

Schon wieder die Klingel? – Hundegebell – befreundetes Kratzen und confidentielles Winseln an der Thür? Es naht ein Freund, ein unwiderstehlicher Freund, und bringt seinen unausstehlichen Hund und eine fremde Sängerin mit. Der Freund weiß, daß die Sprechstunde von drei bis vier ist, aber er vertraut auf die Stimme der Freundschaft wie auf die seines Magens, denn er speist pünktlich um drei Uhr. Die fremde Sängerin ist nun da, eine alte italienische Wachtel, scharf an der Ecke hinter Mannheim zu Hause. In allen Sätteln gerecht, weiß sie, wie man mit Leuten umgehen muß, welche die Schnüre an dem theatralischen Lob- und Tadelsack in Händen halten. Sie schleudert auf euch einen langen, stumm bewundernden Blick, also so – dies ist der Mann – nein zu viel – groß – sehr groß – bewundernswürdig – diese Feder! Ihr verbeugt euch, sucht wüthend und qualvoll das Gespräch in Fluß zu bringen, aber nein; sie läßt nicht los, sie erzählt euch vielmehr, daß sie etwas Herrliches von euch über eine Künstlerin gelesen, die seitdem ihre Stimme verloren habe, und ihr entdeckt, daß jene Herrlichkeit von einem [129] Burschen herrührt, mit dem ihr nichts in der Welt gemein haben mögt. Mit rascher Taktik benutzt ihr diese Entdeckung und parirt durch einen tüchtigen Vorhieb die ferneren Maulangriffe der Italienerin aus Mannheim. Jetzt mischt sich der Freund und der Hund in's Gespräch. Der Freund erklärt die Absicht der Sängerin, ein großes Concert mit Unterstützung vieler hiesigen Hofpianisten und anderer Janisten zu geben, und der Hund richtet sich mit seinen undelicaten Pfoten auf dem Sopha ein. Ihr durchfliegt in diesem Augenblicke das Verzeichniß aller corrosiven und narkotischen Gifte, deren man sich gegen Vierfüßler zu bedienen pflegt, und empfindet eine plötzliche rasende Leidenschaft

für Blausäure.

Das Gespräch schreitet jetzt unaufhaltsam vorwärts; es ist glücklich über die Ouvertüre hinaus zu der ersten Arie der Sängerin gekommen. Man fordert euren Rath, ihr sollt vorschlagen, man will euch dadurch die Hände binden, euch verantwortlich machen für den Erfolg und ihr hört es draußen auf dem nahen Kirchthurm zwölf Uhr schlagen! Ihr willigt in Alles, in das Baßposaunensolo, in das Trio der drei Pickelflöten, in sechs Lieder von Gumbert am Clavier – da fährt der Hund auf – er bellt – sollte Rettung nahen? – ja, es ist die Druckerei, die wieder ihren jugendlichen Emissär nach dem restirenden Manuscript gesandt hat. Der Junge setzt sich im Corridor nieder, ihr laßt mit tiefer Symbolik die Stubenthür offen, denn dies Pentagramma soll euren Eindringlingen keine Pein machen und der Junge wird wirklich euer Retter. [130] Zuerst lockt er den Hund an sich – der zweite Theil des Convertprogrammes hat soeben begonnen – er tätschelt ihn – ein Bissen soll ihn erst vertraulich machen, daß seine Kunst viel Künste übersteigt – er streichelt ihn geheimnißvoll und magnetisch – plötzlich, grade bei den spanischen Liedern am Clavier, prallt der Hund mit einem Todesschrei zurück – dieser verrätherische Bube hat ihm einen überaus heimtückischen Kniff in den Schwanz beigebracht. Der Freund springt auf, er erinnert sich plötzlich, daß sie noch die Runde zu machen, er nimmt unter den einen Arm den gekränkten Hund, unter den andern die Sängerin und trennt sich von euch auf baldiges – baldiges Wiedersehen.

Die Schreiberei tobt jetzt weiter, aber ihr müßt euren Entwurf umgestalten, die Zeit drängt und der Schluß muß eine andere Wendung erhalten. Ihr seid verstimmt, mißvergnügt, doch könnt ihr die verfehlte Arbeit nicht zurückhalten.

Ihr eilt in die Druckerei, durchfliegt dreißig bis vierzig Zeitungen, ärgert euch über den Druckfehler, der wirklich in finsterer unsinniger Majestät im Blatte prangt und kehrt zum Mittagsessen zurück. Man meldet, daß in eurer Abwesenheit ein ältlicher, wichtig thuender Herr da gewesen sei, aber nicht habe

bewegt werden können, seinen Namen zu nennen. Ihr grübelt, während ihr die Suppe eßt, wer der ältliche Herr gewesen sein könne? Sollte es wieder der Bekämpfer des H. in der deutschen Sprache gewesen sein, der seit zehn Jahren die Redactionen belagert und ihnen vorrechnet, wie viel Zeilen [131] Satz- und Druckkosten sie jährlich durch Ausmerzung des H. profitiren würden? Der Mann heißt leider nicht Harsdörfer, wie jener alte Pedant, um ihm dieselbe bekannte schlagende Replik mit Bezug auf seinen eigenen Namen entgegenzusetzen. – Oder sollte es der Erfinder der wohlriechenden Stiefelwichse, oder der Verfasser der siebenunddreißig vergleichenden Artikel zwischen der preußischen und nordamerikanischen Verfassung gewesen sein? War es vielleicht ein Vater von Wunderkindern, oder gar ein auf eigene Hand reisendes Wunderkind reiferen Alters? –

Jetzt wird euer Leibgericht aufgetragen – es klingelt – wer da?

»Der talentvolle Judenknabe aus Odessa.«

»Nach drei Uhr.«

»Er hat schon selber gesagt, er werde nach drei Uhr wiederkommen.«

Der talentvolle Judenknabe weiß, zu welcher Zeit er sich selber importiren darf, aber er muß sich im Klingeln üben und da er grade vorüberging, dachte er: du klingelst einmal, hältst die Erinnerung an deine interessante Persönlichkeit warm und meldest zugleich deinen zwei Stunden später berechneten Besuch an.

Glücklicherweise tritt während des Essens keine fernere Störung ein, man darf sich sogar erfrechen, ein wenig über die inneren Angelegenheiten des Hauses und der Familie zu sprechen, aber die Stunden fliegen und es ist drei Uhr. Trotz des Corridors und einer Doppelthür macht sich das Abkratzen von zwei dickbesohlten Stiefeln hörbar; so kratzt nur der alte Student aus [132] Heidelberg die Beine ab! Der alte Student aus Heidelberg hat einmal ein Empfehlungsschreiben von werther Hand gebracht und sündigt seitdem durch seine Gegenwart noch auf diesen längst abgelaufenen Ablaßzettel.

Mit süddeutscher Gemüthlichkeit betritt der alte Student das Zimmer und kündigt an, daß er gekommen sei »ä bissel zu plaudern.«

Wenn ein vielbeschäftigter Mensch eine Sprechstunde hat, so ist diese für das Geschäft da, vernünftige Leute benutzen sie mit Discretion, man verständigt sich rasch und freundlich, man macht keine unnützen Worte, aber es giebt langweilige Kanaillen, zu denen einmal freundlich sein, sie nie wieder loswerden heißt. Sie erzählen euch stets dieselben alten Geschichten wieder, fragen euch aus, rauchen unaufgefordert eure guten Cigarren und beklagen sich, daß ihr sie nie zum Mittagessen einladet. Die Welt mag durch diese Selbstschätzung des Menschen erhalten werden, aber der Einzelne geht daran zu Grunde und verhungert zuletzt. Unstreitig ist die furchtbarste Eigenschaft des alten Studenten, daß er seine Rede stets mit der entsetzlich höhnischen Redensart einleitet: »Ich weiß, daß Sie wenig Zeit haben, ich will Sie auch nicht aufhalten, aber ich möchte Sie gern wieder einmal sehen.« Spricht's und brennt sich eine Cigarre an, während seinem Wirthe das Feuer auf den Nägeln brennt.

Nun kommt Israel aus Odessa.

Was will Israel? Geld will Israel. Am schwarzen Meere ließ ihn musikalischer Ehrgeiz [133] nicht schlummern und er kam nach Berlin und will Geld, um Musik zu studiren.

Geld will er? von einem Schriftsteller? – Nein, aber der Schriftsteller soll für ihn betteln gehen, auf den blauen Dunst hin, und Odessa ist hartnäckig und läßt sich nicht durch Wind und Wetter abschrecken.

Eben will Israel von Odessa seine gewöhnliche Standrede beginnen, als die Thür aufgerissen wird, ein junger beliebter Componist hereinstürzt, der die liebenswürdigste aller Angewohnheiten besitzt, nur von sich selber zu reden, euch in die Arme schließt und freudig sagt: »Endlich habe ich Sie, nun will ich aber auch recht lange hier bleiben.« Jetzt geht es los; wo er gestern gewesen ist, wo vorgestern und wo vorvorgestern; wohin er morgen

gehen wird, wohin übermorgen und überübermorgen; was er componirt hat und was er componiren wird; was er dir jetzt gleich vorsingen wird und was erst am Abend.

Das junge Odessa, das noch immer an der Thür steht, faßt Muth, rückt näher und hat offenbar den Plan, sein Niederlassungsrecht in Anspruch zu nehmen, das alte Heidelberg wird urplötzlich sicher, zieht einen Stuhl an das Sopha, legt ein Bein herauf und stippt die Asche der Cigarre an dem Rande eines sauberen Schreibzeuges ab, auf das ihr den Werth eines treuen Handwerksgeräthes legt.

Aber das Maß ist zum Ueberlaufen voll. Ihr knöpft den Rock zu, räuspert euch wie Cicero und sprecht: »Meine Herren, da ich sehe, daß Sie [134] alle Drei sehr wenig Zeit haben, so wäre es von mir eine Gewissenlosigkeit, Sie dieses kostbaren Artikels zu berauben!«

»Ich will Sie nicht länger aufhalten!«

»Da ich noch beinahe einen viertel Druckbogen für zwei auswärtige Zeitungen zu absolviren habe und der Abgang der schlesischen Post sowohl als der rheinischen unerbittlich und gesetzlich feststeht, so kann ich es vor meinem Ehrgefühl nicht verantworten, Sie länger zu bitten, Ihre dringenden Geschäfte um meinetwillen aufzuschieben, und bin bereit, Ihnen eine oder mehrere Droschken zu holen, denn es ist besser, daß Sie sofort in Droschken auf Ihre Kosten abfahren, als daß ich einen Nachboten extra nach dem eine halbe Meile weit entfernten Bahnhofe schicke. Brennen Sie sich gefälligst frische Cigarren an, während meine Studirlampe gebracht wird und wärmen Sie Ihre Paletots an jener heißen Stelle am Ofen.«

Odessa, Heidelberg und Berlin sehen einander verdutzt an, merken aber die Wahrheit der Verzweiflung und greifen nach den Hüten. Ihr aber gebt strenge Anweisung, daß ihr nicht zu Hause seid, schließt die Thür des Arbeitszimmers nach dem Corridor fest ab und schraubt die Lampe höher, nachdem ihr die Wettervorhänge und Gardinen herabgelassen habt.

So wird der Tag eines armen Scribenten verhunzt.

* * *

[135]

DAS STARKE CENTRUM.

(DOPPELNOVELLETTE.)

Auf einem Jahrmarkt sah ich im letzten Sommer einen Mann, der sich als berühmter nordischer Herkules von Kindesbeinen an redlich ernährt hatte. Er trug fleischfarbene Tricots mit gewaltigen Muskeln an Armen und Beinen, ein Tigerfell war leicht um seine Hüften geschlungen, in seinen Händen schwang er drohend eine knotige Keule und es war ihm Spiel, einen kolossalen Balken aufzuheben und auf den Zähnen zu balanciren. Ich fand denselben Mann nach der Vorstellung am Abendtische im Gasthause wieder und ließ mich mit ihm in ein Gespräch ein. Er war ein Berliner und sprach den Dialekt unserer guten und treuen Stadt, schien aber mehr melancholischer als herkulisch-sanguinisch-cholerischer Gemüthsart zu sein. Der auffallende Unterschied zwischen seiner kräftigen Erscheinung während der Kunststücke und dem jetzigen geknickten Aeußeren des *Sechziger's* befremdete mich so, daß ich ihn fragte, wie es [136] ihm möglich sei, bei seinen vorgerückten Jahren einen so hohen Grad von Kraft zu entwickeln.

»Lieber Herr«, sagte der starke Mann, »es ist Allens nur noch Augenverblendniß, Allens nur noch für ganz kleine Nester; nach großen Städten darf ich so nicht mehr kommen!«

»So, was heißt das?«

Der Mann zuckte die Achseln, sah mir fragend ins Auge und da er Mitgefühl und Verschwiegenheit darin zu lesen schien, wiederholte er schmerzlich und kopfschüttelnd: »Augenverblendniß, Augenverblendniß!«

»Aber ich habe doch selber gesehen,« sagte ich, »wie Sie die ungeheure Keule mit ausgestrecktem Arme minutenlang starr

ausgestreckt hielten, wie Sie den Balken erhoben, den Anker auf der Nase trugen?«

»Allens hohl,« seufzte der Mann, »Allens von Pappe – Anker hohl, Balken hohl, Keule hohl – Allens von Pappe, nur Pappe!«

»Armer *starker* Mann!« seufzte ich, ihn bedauernd.

»Ja sehen Sie,« antwortete er, *mein* Glas nehmend, und einen Zug daraus thuend, der wenigstens die nie alternde Kraft seiner Gurgel unwiderleglich bewies, »das Publikum in großen Städten läßt sich kein X für ein U mehr vormachen, das junge Volk will Alles selber anfassen, das rückt Einem auf die Bude, das befühlt Einen von Kopf bis Fuß – aber *hier* gelten wir noch was, hier fürchtet man sich vor den wilden grimmigen Gesichtern, *hier* bücken sich die Leute ängstlich, wenn ich die Keule schwinge und den Balken [137] aufhebe; hier bin ich noch der alte berühmte nordische Herkules, der *starke* Mann.«

Ein Lächeln entschwundener Jugend und Fülle blitzte über seine welken Züge, aber schnell verlor es sich in sorgenvollen Falten.

»Aber ich sah doch schwellende Muskeln, eine gewölbte Brust?«

»Watte, nichts als Watte,« klagte der Arme.

Es war Zeit zu Bette zu gehen. Am andern Morgen mit Tagesanbruch verließ ich den Ort, aber die Erinnerung an den *starken* Mann blieb in meiner Seele; der eigentliche wahre Zustand des nordischen Herkules hatte in meinem Herzen einen Stachel hinterlassen. –

Neulich war ich in Gesellschaft.

Sie bestand aus einer Menge der verschiedenartigsten Leute der Berliner Intelligenz. Des Vorgestelltwerdens und Beulen in den neuen Hut Drückens war gar kein Ende. Nach vieler Mühe gelang es mir im Theezimmer ein gemüthliches Plätzchen neben einer liebenswürdigen älteren Dame zu erobern. Die Gute hat mich gern, ich befolge ihre besänftigenden mütterlichen Lehren gern und schenke ihren reizenden Jungen noch lieber Bilderbücher und Bonbons; sie war auffallend niedergeschlagen. Da mich bei ihrem heiteren Temperament diese Stimmung befremdete, erlaubte ich

mir, sie nach dem Grunde zu fragen. Mit jenem wunderbaren Aufschlage von Augen, die viel geweint und gelacht haben, die deshalb nur der blaue Himmel, der am meisten lacht und weint, selber übertrifft, sagte sie: »Das fragen Sie? – die Kammern kommen zusammen!«

[138] »Und was kümmert Sie das? Sie, eine Frau, die in ihrem eigenen Hause die absolute Majorität der Stimmen der Liebe und Anhänglichkeit besitzen, Sie, die nicht einmal die abgebrannte erste Kammer kennen gelernt haben?«

»Aber mein Mann!« sagte die betrübte Frau leise und ich erinnerte mich, daß ihr Gemahl Abgeordneter zur zweiten Kammer sei.

»Glauben Sie denn, geehrte Frau, daß Ihr Gemahl diesmal größeren Gefahren ausgesetzt sein wird, als in den früheren Sitzungsperioden der Kammer? so viel ich mich erinnere, gehört er, wir haben ja oft mit ihm selber darüber gelacht, einer Fraction darin an, welcher dieser Thee darin gleicht, daß man nicht weiß, ob sie warm oder kalt ist?«

»Das wird diesmal Alles anders werden«, antwortete Madame ernster, als es ihre Sitte war.

»Wie so? Sie erschrecken mich!«

»Diesmal giebt es ein *starkes Centrum* und mein Mann will Alles daran setzen, ein solches zu bilden.«

»Sollte das so gefährlich sein?« fragte ich mit leiser Ironie.

»Sie kennen meinen Mann nicht; er ist entsetzlich, wenn die politischen Leidenschaften in ihm erwachen; er ist dann zu Allem fähig.«

»Aber mein Gott,« sagte ich nicht ohne Besorgniß. »trösten Sie sich Madame, am Ende müssen Sie doch mit ihrem Herrn Gemahl schlimmere Zeiten durchgemacht haben, z. B. im vorigen [139] Jahre, bei der Mobilmachung, als die Kammern vertagt wurden und die Aufregung den höchsten Grad erreicht hatte – zuletzt stimmte ihr Herr Gemahl doch mit der Rechten, für das Ministerium!«

»Davon will mein Mann nichts mehr wissen; er behauptet, die

Situation habe sich so verändert, daß davon keine Rede mehr sein könne.«

»Aber er wird mit sich reden lassen. Bedenken Sie, daß ihr Herr Gemahl sich sogar oft durch inbrünstiges Gebet für sein oppositionelles Votum gestärkt und in seinem Gewissen mit Gott abgefunden hatte und daß er dennoch durch die unwiderstehliche Gewalt der *namentlichen* Abstimmungen, die tugendhaftesten Vorsätze der Fractionsversammlungen vergessen hat.«

»Sie müßten seinen jetzigen Zustand sehen, und Ihnen würde, wie mir, aller Scherz vergehen; der Mann ist nicht wieder zu erkennen.«

»Bitte, reden Sie –«

»Er rührt seine Bratsche nicht mehr an, Commerzienrath's schicken vergebens täglich herüber, um mit ihm ihren Robber zu machen, er zankt wider seine Gewohnheit mit den Leuten, und Abends, wenn die Kinder zu Bett sind, geht er in meinem Zimmer auf und ab, streckt den Arm gewaltig aus und ruft: das muß anders werden, so geht es nicht weiter, jetzt oder nie, nur ein starkes Centrum! Frage ich ihn dann nach dem Näheren, so beginnt er von England zu reden, wie theuer uns das Leben dort wohl zu stehen kommen würde, auf welche Weise wir dort die Kinder nach deutscher Sitte erziehen könnten, so [140] daß ich glaube, der arme Mann hat etwas Ungeheures vor und denkt an die Flucht nach London. Auf mein Dringen hat er keine andere Antwort, als: liebes Kind, du weißt nicht, wie Alles kommen kann; es ist mit dem starken Centrum nicht zu spaßen; wir können Märtyrer unserer politischen Ueberzeugung werden. Soll ich mich da nicht ängstigen?« Dabei kamen der armen lieben Frau wahrhaftig heiße Tropfen in die Augen.

Was thun? getröstet mußte sie werden und ich erzählte ihr die Geschichte von meinem nordischen Herkules, während ihr Gemahl, wie ich bemerkte, eben eine Prise aus der goldenen Dose eines Ministers nahm und froh und still beseligt wie eine junge Mutter aussah. Die schönen Augen der trefflichen Frau klärten sich auf, die

Wolken des starken Centrums standen an dem Horizont des Familienlebens nur noch im Westen, schwach wetterleuchtend.

Nach einigen Stunden führte ich sie zu Tisch. Die Pastete wurde ihr zuerst gereicht. Um den lockeren Blätterteig zu öffnen, machte sie eine zu starke Bewegung, der Teig brach und der Löffel glitt auf der Schüssel ab.

»Allens Augenverblendniß!« sagte ich, sie lachte laut auf, und vom starken Centrum war nicht mehr die Rede.

* * *

[141]

EIN GANG DURCH DIE UNTEREN KREISE.

SEIT DER Florentiner in der divina comedia die Hölle in Kreise getheilt hat, redet man auch von »Kreisen« in der Gesellschaft, wohl begreifend, daß die menschliche Gesellschaft auch nicht besser als die Hölle sei. Die Kreise der Hölle werden in dem nachtgrauenden Amphitheater des Inferno immer enger; die unteren Kreise der Gesellschaft um ihre große Pyramide immer weiter und durch diese unteren Kreise der Hölle des neunzehnten Jahrhunderts folge uns der Leser, wenn ihm Muth oder ein menschenfreundliches Herz im Busen schlägt.

Am *Alexanderplatz* zu Berlin bemerkt der nachdenkliche Spaziergänger ein großes graues Haus, alterthümlich wie die Paläste der Könige, unheimlich wie die Kerker der Verbrecher. Eiserne Stäbe versperren den Menschen die Fenster des Erdgeschosses, und Scheiben, verwittert im Wechsel des Regens und Sonnenscheins, bedeckt mit dem *blauen Staar* erblindenden Glases, wehren selbst [142] dem Lichte den freien Eingang. Der Abputz des ganzen Hauses gleicht einer abgetragenen Sträflingsjacke; es ist das Arbeitshaus von Berlin. In ein großes Thor ist eine kleinere Pforte geschnitten, denn diesem Palaste nähert sich nie ein Triumphzug des versammelten Reichthums, sondern das Elend schleicht einzeln und verstohlen hinein. Die kleine Pforte führt in eine gepflasterte Vorhalle, die durch ein schweres hölzernes Gitter von den inneren Gebäuden und Höfen abgesperrt wird. In dieser Vorhalle hängen außerhalb der Gitter die Musketen und Zündnadelflinten der Wache; das Gitter der so belagerten Citadelle der Armuth und des Vergehens wird Tag und Nacht von dem Cerberus des Ortes bewacht. Eine helltönende lustige Glocke, wie sie im sommerlichen

Felde freudigen Schnittern die Feierstunde zuzuläuten pflegt, schlägt eben zwölf Uhr Mittags. Das ist die Stunde, wo hier die Arbeit die Hände in den Schooß legen darf; es ist Essenszeit.

An die Vorhalle schließt sich ein kleiner Vorhof, umgeben von hoher Mauer, durch die einzelne Pforten zu den verschiedenen Abtheilungen führen. Sind diese Pforten geöffnet, so überblickt man innere kleinere und größere Höfe und Gebäude, aber nur die Thür rechts steht offen und durch sie geht über einen Hof der Weg in das Lazareth und Hospital.

Es war ein trüber naßkalter Wintertag. Große Schneeflocken fielen langsam herab und klammerten sich im Falle ängstlich aneinander, als wollten sie den trostlosen, schmutzigen Erdboden [143] vermeiden. Berührten sie die Steine des Pflasters, so lösten sie sich in große, eisige Tropfen auf. In dem Hofe standen in acht Reihen geordnet, etwa vierhundert Menschen in elenden grauen Jacken und Beinkleidern. Sie trugen an den Füßen theils zerrissene alte Stiefeln und Schuhe, theils Holzpantoffeln; von dem groben grauen Tuch der Jacken stachen widerwärtig gewisse gelbe Abzeichen ab. Diese Vierhundert bildeten eine Abtheilung der Sträflinge, welche die Minute abwarteten, wo die Reihe der Vertheilung des Essens in der Küche an sie kommen sollte. Mit Seitengewehr bewaffnete Aufseher gingen schweigend vor der stummen, fröstelnden Schaar auf und ab und nur zuweilen kam Leben in einige der Elenden, wenn Einer, in dem Noth und strenge Zucht den Uebermuth noch nicht ganz erstickt haben mochten, durch einen Stoß oder eine heimliche freche Bemerkung die Aufmerksamkeit seiner Nebenmänner erregte. Dann sah sich der Aufseher der Cohorte nur ernsthaft um und die Heiterkeit erstarb mit einem Schlage, wie die Schwingungen einer Saite, wenn man die Hand darauf legt. Auf einen Wink der Aufseher setzte sich die stumme Schaar in Bewegung und verschwand nach und nach in paarweisem Marsche durch die Mauer, wie ich aus dem Wartezimmer des Arztes der Anstalt mit ansah; hinter ihnen schloß sich die Thür und der Hof lag da, so still wie die Fläche eines

verfallenen Grabsteines.

Im Hause aber herrschte reges Leben, ich vernahm von fern das Geklapper blecherner Eßgeschirre, und Einwohner des Hauses, waren sie [144] nun Sträflinge oder Arme, kamen vorbei und nagten an großen Schnitten Schwarzbrod. Wie arm war Alles in den Fluren und Zimmern. Nicht einmal die dürftige Spinne hätte eine vorspringende Ecke, einen bescheidenen Mauerzierrath gefunden, ihre Gewebe daran aufzuhängen; alles Holzwerk schmiegte sich so schmal und spärlich die Wand entlang, daß auch nicht der Holzwurm, der doch kein Kostverächter ist, sich einnisten konnte.

Endlich kam der Oberarzt der Anstalt und es wurden nun einige Unglückliche gemustert, die sich freiwillig zur Aufnahme gemeldet hatten. Ein halberblindeter alter Mann mit Lippen, die von Hunger und Kälte blau waren, bat um Aufnahme da er mit *einem* Thaler monatlichen Armengeldes nicht bestehen könne, selbst wenn er noch ein wenig zu arbeiten versuche. Der menschenfreundliche Arzt, außer Stande, den Mann bei der hier herrschenden Ueberfüllung aufzunehmen, denn der Mensch drängt sich zum Arbeitshause so gut, als zu den Vergnügungshäusern, verwandte sich sofort schriftlich für den Mann um eine Verdreifachung seiner Unterstützung und fragte ihn, ob er damit durchkommen werde. Ich werde dies Kopfnicken und diese Handbewegung des alten Mannes nie vergessen; sie waren die tiefgreifendste Kritik dieser Hundecomödie, die wir Leben nennen. Wie der Mann langsam die herabhangende gelähmte Hand erhob und sie schweigend mit Achselzucken halbbilligend umkehrte, das hättet ihr sehen müssen, ihr Prasser und Verächter der Menschen!

Nun begann die Wanderung durch die Säle. [145] Gemischt mit kranken Sträflingen, lagen hier auf dürftigen, schmalen Betten, zugedeckt mit einer dünnen Hülle, unheilbare Kranke, sieche Greise und Elende, die man auf der Straße in hülflosem Zustande gefunden und hiehergebracht hatte. Ach, wie die Menschen in der Gesellschaft beschaffen sind, erweisen ihre Gesetze dem Versinkenden nur noch das unentgeltliche Begräbniß und das

Aeußerste, was davor ist, das *Sterben* unter Dach und Fach. Hier lagen einige Schwindsüchtige, auf ihren Gesichtern das verhängnißvolle rothe Morgengrauen der Ewigkeit. Matt richteten sie sich auf, gaben auf die liebevolle tröstende Ansprache des Arztes hoffnungsreiche Antwort und sanken dann schwach in ihre Kissen zurück. Dort wurden die Bandagen von einer klaffenden Wunde am Haupte eines Mannes gezogen; es war offenbar eine gewaltthätige Handlung verübt, der Mann sah trotzig und verbissen aus, aber man erfährt nichts über Leben und Schicksal des Einzelnen. Nur auf schwarzen Täfelchen über jedem Krankenbette stehen: Name, Alter und Krankheit einer jeden Person. Mehrere waren Fieberkranke, wie sie oft in Gefängnissen und bei Kost von feuchtem Schwarzbrod vorkommen, und unter ihnen lehnte an seinem Bette als Reconvalescent ein junger Sträfling in blaugestreifter Leinenkleidung. Achtzehn Jahre mochte er zählen, aber ich hoffe, daß seine Mutter todt ist, denn ich wollte nicht ihre Thränen zählen, um dies Kind ihrer Sorge, das so früh schon auf der letzten Stufe des Lebens weilt. Der Knabe war zart und fein, in seinen hellbraunen seidenen Locken sah man [146] noch die Spuren einer liebendstreichelnden Mutterhand, auf seinen veilchenblauen Augen lag noch ihr Kuß und die große Mutter Natur hatte in der gewölbten Bildung seines Schädels ihre schönsten Gaben der Phantasie und des Nachdenkens niedergelegt. Als wir zu ihm traten, schlug er verschämt die Augen nieder und erröthete – er war ein Ladendieb. Solcher unglücklichen jungen Leute waren nur wenige vorhanden; das hülflose Greisenalter herrschte in diesen Sälen. Auf einem Bette lag ein alter Mann, dessen Jahre auf siebzig angegeben waren; wir traten zu ihm heran und fragten nach seinem Befinden. Mit einem gewissen Unwillen, der sowohl der Lebensweise des Hauses, als der ärztlichen Wissenschaft gelten konnte, behauptete er, daß es mit ihm total vorbei sei, er werde in den nächsten Tagen sterben; es schien dem Manne sehr wohl zu thun, als ich ihm einige noch vorhandene Spuren seiner früheren Kraft wies: sein klares Auge und erträgliches Gebiß. Das Trosteswort war auf des Armen

Lager wie ein goldener Sonnenstrahl gefallen – wie arm und verlassen muß doch der Mensch sein, wenn ihm schon ein freundliches Wort hilft!

Sein Nachbar bat um Zulage zu seiner Fleischportion, weil er dabei nicht bestehen könne, aber der Wärter des Zimmers verrieth, daß er das fingergroße Stückchen Kalbfleisch nur haben wolle, um es an seinen Nachbarn zu verkaufen und sich für die eroberten Bettelpfennige – Schnupftaback zu verschaffen. Ein schäbiges braunes Döschen auf der Bettdecke und das Verstummen des Bittstellers bewiesen denn auch die [147] Wahrheit der Angabe und wir bereicherten aus unseren Dosen den Tabacksvorrath des Schwelgers, der lieber hungerte, als das Schnupfen entbehrte. Hart neben ihm lagen in mehreren Betten so arme schwache Leute, daß sie nichts als die Augenlieder bewegen konnten und ihre matten gleichgültigen Augen hatten keinen andern Ausdruck als der Frage, ob dieses Jammerleben denn nicht bald vorbei sei. Wie ein blühender Antinous sah zwischen solchen Schmerzenslagern ein weißhaariger Alter an seinen Krücken aus, der sich aufgemacht hatte, dem Doktor seinen freundlichen Gruß zu bringen. Der Mann mochte eine schönere Vergangenheit gehabt haben. Wie sich in grobes Conceptpapier ein zufällig unzermalmt gebliebener feinerer Lumpen verirrt, so diese Höflichkeit unter die stumpfe Grobheit des Elends und der Hülflosigkeit. Auch lagen auf seiner Stirn Andeutungen von Intelligenz. Seinem Bette gegenüber befand sich ein vom Dilirium tremens wiederhergestellter Handwerksbursche. Der Branntwein war natürlich nicht die Ursache seiner Krankheit gewesen, sondern nur heftige Anstrengung auf der Wanderschaft! Man sah dem Manne an, daß er wahrscheinlich bald wieder hieherkommen würde; er gehörte zu den blassen, versunkenen und unheilbaren Säufern. Noch ein solcher Anfall und das rettende Morphium mußte seine Hülfe für immer versagen.

Unfern dem Aufenthaltsort der greisen Männer befinden sich die kranken alten und jüngeren Frauen. Die Einbildungskraft sucht hier vergeblich nach allen jenen Eigenschaften, welche das [148] Weib

unter glücklicheren und reineren Verhältnissen des Lebens umgürten. Carricaturartige veraltete Gestalten schleppen sich von Bett zu Bett, oder sitzen stumpfsinnig am Fenster und starren die durch einen weißen Ueberzug geblendeten Scheiben an oder betteln um eine Zulage zu ihrer Armenportion, um ein wenig Bier oder um Häring. Geschlechtlose Zwischenwesen von Mann und Weib, das sind die Bewohnerinnen dieses Kreises oder arme Weiber, die so lange ein Unterkommen zu finden gedenken, bis sie einem neuen Wesen, ebenso elend und hoffnungslos wie sie selber, das unwillkommene Leben geben sollen. Auch die weibliche Jugend selbst fehlt nicht, aber sie ist nur als verkümmerte Blüthe vorhanden. Seht dort das arme kleine Mädchen, ein Proletarierkind; eine furchtbare Verbrennung des rechten Beines fesselt es an ein Krankenlager voll elender eiternder Lappen. Statt des Lächelns froher Jugend sind seine bleichen abgezehrten Wangen von Schmerzen verzerrt und wimmernd streckt es abwehrend die Hände aus gegen die Aerzte, die seine Verletzung prüfend in Augenschein nehmen. Das junge Wesen im Schatten des Ofens, das ängstlich sein mit feinem Tuche umwickeltes Haupt verbirgt, sank hierher aus besseren Sphären. Schönheit und Grazie mögen es einst rosig umflügelt haben, jetzt nagt Siechthum an seinem gebrochenen Dasein.

Ueber Treppen und Corridore zieht sich nun der Weg zu dem Saale der obdachlosen Familien. Schon weithin hört man das Schreien, Weinen und Lallen der Kinder; auf den sich beim [149] Eintritt darbietenden Anblick wird man dadurch noch nicht genügend vorbereitet. In einem großen durch mehrere Oefen erwärmten Saale sitzen sie Alle auf dem kargen Raume neben ihren Betten; die elenden Vasallen der unerbittlichen Civilisation, die ihnen diese letzte Ruhestätte als Lehen gegeben hat. Arme Leute, denen bei Zahlungsunfähigkeit ihre Wirthe die wenigen Sachen zurückbehielten und sie selbst auf die Straße wiesen, finden hier zeitweise ein Unterkommen, ebenso arme Mütter mit ihren Waisen. Der Fußboden ist mit kriechenden und wankenden Kindern bedeckt,

die fortwährend angeschrieen werden, denn sie können noch nicht begreifen, daß hier strenge Grenzgesetze herrschen und Niemand das Weichbild seines Bettes überschreiten darf. Bleiche, sorgenvolle Väter schaukeln Säuglinge auf ihren Armen, die Mütter sind um größere erkrankte Kinder beschäftigt. Man geht langsam und vorsichtig die hohle Gasse zwischen Ofen und Fenster entlang, um nicht die kriechenden Würmchen zu verletzen, und hält öfter an, um einem dieser kleinen armen Gesellen zuzulächeln, wenn er zutraulich hervorschleicht und sein Händchen giebt. Eine junge, noch schöne Mutter in bescheidener reinlicher Kleidung, hält ihr anderthalbjähriges reizendes Söhnchen auf dem Arm und bittet leise um einige Zulage zur Kost für das Kind: der Kleine sei an Besseres gewöhnt, und kränkle, seit er – hier sei. Der aufmerksame menschenfreundliche Arzt sagt ihr die Verbesserung mit bedauernder Miene zu, besteht sie doch nur in ein wenig dünner Kalbfleischbrühe. Das Söhnchen ist eine [150] Art Aristokrat unter der kindlichen Armuth; es trägt sogar noch zierliche Halbstiefelchen von farbigem Leder. Wie bist du armes Kind hierher gekommen? welcher verbrecherische Leichtsinn ist dein Vater und vergaß deiner jungen zarten Schönheit, da doch kinderlose Könige ihn um solchen Erben beneiden mögen?

Man sagt Armuth und Schmutz und bezeichnet damit wirklich unzertrennliche Dioskuren. Unser Führer, der Arzt der Anstalt, hatte in edelster Absicht die Vorkehrung getroffen, daß alle Kinder wöchentlich zweimal warm baden könnten, aber er war, man sollte es kaum glauben, auf den heftigsten Widerstand gestoßen. Alle diese armen unwissenden Mütter sträubten sich mit Entsetzen gegen die Idee, ihre Kinder baden zu lassen und legten alle entstehenden Unpäßlichkeiten und kleinen Leiden der Kinder dem warmen Bade zur Last. Dieses Vorurtheil ging aus Murren in offene Widersetzlichkeiten über, und erst ein dictatorisches Wort und Arreststrafen gegen die Hauptrebellen konnten die wohlthätige Maßregel durchsetzen. An diesem Orte des Jammers ist der Name eines edlen Fürsten, der oft aus den Hallen des Reichthums und nie

mit leeren Händen hieher eilt, eine himmlische Melodie. Dieser Fürst ist der Prinz *Radziwill*, ein Wohlthäter und Helfer der Armen, und sein menschenfreundliches demüthiges Herz ziert seine Brust mehr, als alle die stolzen Orden, welche darauf glänzen. Als in den Weihnachtstagen vorigen Jahres einige Wohlthäter und Beamte der Anstalt den Hospitaliten, Kranken und Armen Kaffee und weißes [151] Brot zum Feste bescheeren wollten, zeigte es sich, daß für letzteres die gesammelte Summe nicht ganz reiche. Noch am späten Abend ging der Prinz selbst zu einem benachbarten Bäcker und bestellte in eigener Person für zehn Thaler Semmel, die er aus seiner Tasche zulegte, obschon er erheblich zum Ganzen beigesteuert hatte. Dieses Brot wiegt die Festtafel und das Goldgeräth der Könige auf.

Das Arbeitshaus ist auch ein Aufbewahrungsort für arme und unheilbare *Irre*. Nur Tobsüchtige, also einer steten und strengen Ueberwachung Bedürfende, werden der Charité übergeben.

Der *Wahnsinn* an sich hat keinen poetischen Gehalt, nur gemessen an einer Vergangenheit voll *Sinn*, besitzt er tragische Berechtigung. Die ärmlich gekleideten umherwankenden Gestalten sind für den Beobachter nur Schemen, vor denen der Geist zurückschaudert, das Herz sich beugt in namenlosem Kummer: Wo sonst als hier findet man so tiefen Verfall der menschlichen Natur? welch anderes Krankenhaus bietet ähnliche Mannigfaltigkeit der Verzerrungen, ähnliche Ruinen zerstäubter Denkkräfte, ähnliche Nachlässe der Armuth und der Laster?

Auf den Corridoren herrscht Todtenstille, aber auch in den Stuben hört man keinen Laut des Lebens. Die Thür wird geöffnet und man tritt in ein geräumiges Zimmer, angefüllt mit etwa fünfzig bis sechszig Männern. In der Mitte der langen Wand steht ein großer Ofen von schwarzen Kacheln und um ihn drängten sich etwa [152] zwanzig der Unglücklichen. Sie sind alle unschädliche harmlose Leute. Der Eintritt mehrerer Aerzte und eines Fremden bringt eine Aufregung unter ihnen hervor; sie stehen auf und grüßen ehrerbietig und freundlich. Das Gesicht ihres Arztes ist für die

Wahnsinnigen wie der Abendstern, der am Himmel des Geistes noch lange über einer versunkenen Glorie in der Nacht zurückbleibt. Nur ein Eisenkopf, alter Mann, mit schönem blondgrauen Haar und Bart, in seinen Mienen Spuren von früherem trotzigem Humor, bleibt auf einer der langen Bänke um die beiden schweren Tische liegen und nimmt sein pfiffig sitzendes Pelzmützchen nicht ab.

Der Arzt. Warum grüßen Sie uns nicht?

Irrer. Ich habe mit Ihnen nichts zu thun, – ich grüße keinen Menschen.

Der Arzt. Sie befinden sich unter gebildeten höflichen Leuten (Billigung und Aufmerksamkeit aller umherstehenden Irren) – Sie werden danken, wenn wir Ihnen guten Tag gesagt und die Hüte vor Ihnen abgenommen haben.

Irrer. Kein Mensch wird mich zum Grüßen zwingen!

So sagt der Alte mit der tonlosen schnellen Manier der Wahnsinnigen und streckt die Beine entschlossen aus. Der Arzt nimmt ihm die Mütze ab, was ein Murmeln der Bewunderung hervorruft und wendet sich zu einem andern Kranken der am Fenster sitzt und eifrig schreibt. Dieser ist ein ältlicher Mann mit einem ungemein gutmüthigen und rührend sorgenvollen Gesichte.

Seine Kleidung ist durchaus anständig und [153] besteht in einer blauen Tuchjacke, gleicher Weste und Beinkleid. Er repräsentirt täglich einen anderen Monarchen und schreibt augenscheinlich eben irgend ein wichtiges völkerbeglückendes Decret nieder. In den Gesichtern der wirklichen Könige liegt wahrlich nie so viel Regentensorge und herzlicher Kummer über die offenen Fragen des Menschenwohles, als in dem gefurchten Antlitz dieses Traumkönigs, der über Millionen von bedürftigen Geschöpfen seiner siechen Phantasie herrscht. Und macht ihn nicht sein unheilbarer starker Wahn wirklich zu einem Regenten? erfährt er nicht thatsächlich ebensoviel oder ebensowenig von seinen Unterthanen, als manche Könige in der Realität? naht sich ihm nicht Jeder mit Ehrerbietung und frommer Schonung und erlaubt sich erst hinter seinem Rücken ein Urtheil über ihn zu fällen? ist er nicht glücklicher als die

verbannten Könige ohne Königreiche, mit denen er doch gemeinsam ein Reich der Einbildungskraft beherrscht? die Wahnsinnigen um ihn sind seine Minister, der Doctor sein Leibarzt, durch die trüben Fensterscheiben hält er die Holzhöfe für seine Parkanlagen und die kahle Bank ist sein goldener purpurbedeckter Thron! Was ist denn zwischen der Höhe des Lebens und dieser wahnsinnigen Tiefe für ein Unterschied? einige Fetzen Purpur, ein goldener Reif und endlich ein Winkel Persepolis und ein metallner Sarg, gegen einen fichtenen Nasendrücker auf dem Armenkirchhofe.

Alles ist hienieden Wahn
Und wir dulden unbewußt
Oder gar mit stiller Lust
Daß uns Täuschungen umfah'n.

[154] Ein anderer Irrer scheint über seinen Beziehungen zu Behörden wahnsinnig geworden zu sein. Seine Anstellungsfähigkeit und doch erfolgte Zurücksetzung hat ihm den vielleicht an sich geringen Verstand verwirrt.

Der Arzt. Wie geht es Ihnen? Was treiben Sie heute?

Irrer. Ich bin augenblicklich ein unbeschäftigter Mann und kann jeden beliebigen Posten annehmen – mir ist alles gleich, Herr Doktor – Sie wissen ja – Auch habe ich alle meine Beschwerden niedergeschrieben und kann Ihnen Alles mitgeben, wenn Sie es besorgen wollen.

Der Arzt begütigt ihn und der Irre setzt sich nieder, um durch sein Beispiel das bekannte Sprichwort zu Schanden zu machen. Dem glücklichen Manne hat Gott den Verstand genommen, ehe er ihm ein Amt gegeben; zum Unglück für die Menschheit pflegt das im natürlichen Laufe der Dinge in umgekehrter Zeitrechnung zu geschehen.

Prüft man im Allgemeinen den gesellschaftlichen Ton der wahnsinnigen Leute, so findet man ihn etwas feiner als die gewöhnlichen Umgangsformen der großstädtischen Gesellschaften;

der Gesammteindruck mag ein trauriger sein, allein er ist nicht in aesthetischem Sinne verletzend. Nirgends wird wider die Logik verstoßen, man schweigt in Gegenwart der klügeren Leute, wenn man seiner Sache und Denkkraft nicht ganz gewiß ist, man beträgt sich in diesem Salon, mit kurzen Worten gesagt, als wohlerzogener Verrückter. So geht es in ähnlichen Sälen ähnlich zu.

[155] Stiller Wahnsinn ist oft wie die holde Mischung aus Helle und Dunkel, die wir Zwielicht nennen, eine sanfte Lebensstunde, reich an melancholischer Träumerei, aus der wir erst auffahren, wenn der Tod mit dem ewigen Lichte in der Hand herein tritt und unsere Augen blinzeln oder – brechen.

Ein Zimmer ist die Grabkammer der Vernunft – wir treten in den Saal der *Blödsinnigen*. Ein furchtbarer Geruch dringt uns trotz der löblichen strenge beobachteten Reinlichkeit der Aufseher entgegen; diese Unglücklichen stehen auf der untersten Stufe der Wesen. Sie sind Thiere ohne den Segen der Instincte, ohne den freien Gebrauch der Glieder. Theils stehen sie am Ofen, theils sitzen sie auf ihren Betten oder auf Stühlchen davor. Keiner von ihnen bemerkt den Eintritt mehrerer Personen, man glaubt sich in einem Cabinet von Automaten zu befinden und das leise Geräusch der Bewegungen klingt wie das klägliche Summen und Wimmern der in ledernen Puppenbälgen versteckten Räder und Gewichte. Ein unglücklicher Knabe blickt, auf einem niedrigen Schemel zusammengekauert, in das Tageslicht. Was ist Verwesung, die zuerst das *Auge* anfällt und »den Geist von seinem lichten Throne« stößt, gegen das wirre Flimmern der Augensterne, das Phosphoresciren des sich zersetzenden Geistes dieses Armen. Das Auge will einen Lichtstrahl auffangen, ihn in sich fangen, davon zehren und leben, aber das edle Organ ist hinterwärts gelähmt; der flüchtige Wasserstaub, in den die Sonne ihre [156] sieben Farben malt, scheint ein festeres Ding als dieses Knaben Auge.

Vor ihm liegt Einer in seinem Bette und vollbringt die gescheuteste That seines Lebens – er stirbt. Ein hagerer Mann mit eisgrauem Haar und schneeweißen Bartstoppeln. Blödsinnige

sterben schwer, denn hier hat sich kein lebenssatter Gedanke loszumachen. Nur der sich langweilig aufspinnende Organismus rollt bis auf das letzte Fädchen ab; der Mann starb unermeßlich langsam. Als er todesträge die Augenlieder bewegte, schien doch ein Schimmer von Vernunft in ihren Sternen zu leuchten. So ein gemeines Ding *Leben* ist, so etwas hohes Philosophisches ist es um das *Sterben*; die vernünftige Idee steht wie in der Fabel – am Ende. Jeder Comödiant, auch der schlechteste, geht mit Anstand ab.

In einem besonderen, weit ausgedehnten Raume findet man die wahnsinnigen Frauen. Bei der größeren Reizbarkeit des Geschlechtes ist auch der Eindruck des Männerbesuches ein bedeutend größerer, auf den Fremden selbst ein unheimlicherer. Sie richten sich in ihren Betten auf, oder erheben sich von den Stühlen und umgeben die Besucher, an die sie ihre tollen Reden richten. Eine kleine Person mit schwarzem graumelirtem Haar und gelblich galliger Gesichtsfarbe dringt herbei und sagt: »Mein Herr, wenn Sie Nachmittags die Königin sprechen, so sagen Sie ja, daß meiner Feindschaft mit Nicolaus von Sachsen ein Ende gemacht werden muß, die Weber'n hat gestern schon meine Kaffeekanne zerschlagen und die rothe Katz' soll auf Advent am Hochgericht [157] zerrissen werden …« Sie würde weiter fortfahren, wenn man ihr nicht den Rücken kehrte und rasch in ein anderes Zimmer träte. »Laßt mich hinaus – hinaus – ich will nicht in diesem furchtbaren Hause bleiben,« schreit es aus einer Ecke und eine dürftig bekleidete noch junge Person will sich ihre grobe Hülle von der Brust reißen, »hier gehe ich zu Grunde unter Verbrechern und Dieben – hinaus – ich muß sonst sterben!« Der Arzt redet ihr zu, betheuert ihr, daß sie ja nicht zur Strafe hier sei und entlassen werden solle, wenn man sie wiederhergestellt habe. – Alles ist umsonst und der Aufseherin und dem begleitenden Krankenwärter wird im Stillen die Anordnung kalter Uebergießung aufgetragen. Nahe der Unglücklichen sitzt eine alte, verwundert lächelnde Frau; sie begreift nicht den Lärm, weil sie sich glücklich und zufrieden fühlt, obgleich sie die heftigsten Schmerzen in ihrem Arme zu fühlen scheint, den sie dem Arzte wie

ein Kind hinreicht. Sie ist eine alte Wäscherin und setzt in stillem Wahnsinn ihr mühseliges Geschäft fort. Erst gestern hat sie Abends spät, ganz heimlich, ihr Bette gewaschen und sich auf die nassen Tücher gelegt. Sie nennt das »auf schlesische Art waschen« und hat eine rheumatische Lähmung des Armes davongetragen. Ein wahnsinniges junges Mädchen kommt heran und fragt den Arzt, ob sie nicht einmal ausgehen könne? Die Antwort lautet: »Wenn Deine Verwandte Dich einmal abholen kommen. »Zufrieden setzt sie sich nieder, wie um zu warten. Ach, sie hat ja gar keine Verwandte mehr! wie mir der Arzt im Stillen zuflüstert. [158] Eine ungemeine Aufregung entsteht im Nebenzimmer, weil eine Epileptische plötzlich ihre Zufälle bekommen hat und sich in entsetzlichen Krämpfen am Boden windet. Zitternd umstehen sie die hülflosen Wesen, unfähig irgend welchen Beistand zu leisten. Voller Entsetzen entferne ich mich durch ein dunkles Vorzimmer, um im Corridor den Geist einen Augenblick ausruhen zu lassen, da ergreift mich eine schlanke Frau am Arm und ruft, indem ihre heißen Thränen herabrinnen: »Haben Sie die Geschichte von der Genoveva gelesen, so geht es mir auch – ich bin in diese Wildniß hinausgestoßen – aber von meinen Kindern – meine Kinder selber haben mich hieher gebracht.« Wer erträgt das? wer fragt nicht, ist das Wahrheit des Verbrechens, oder die Lüge des Wahnsinns? Auf dem Corridor ist Alles ruhiger und nur von ferne schallt das Schnattern der Irren in den Stuben herüber. Da tritt aus einem Winkel plötzlich eine winzige gnomenartige Alte hervor; unter ihrer Haube bäumt sich ein Busch ungekämmter grauer Haare. »Mein Herr, Sie tragen ja eine Brille, ich habe mein zweites Brillenglas verloren und wollte Sie bitten, mir eins zu geben.« Während der Capitulation mit der Alten kommt glücklicher Weise der Arzt und die Gehülfen herbei – die Alte hat nie eine Brille gehabt. Man begiebt sich in andere Zimmer zu stilleren Leidenden. Die Meisten von ihnen sind Stimmenhörerinnen, glauben sich von geheimnißvollen Personen durch Schimpfreden und Beleidigungen verfolgt und schreiben eifrig an ihren Bekenntnissen und Memoiren. Einige [159] tragen

Reste von Wohlhabenheit an sich, ja eine graue alte Jungfer hat noch ein eigenes weiß überzogenes Bett und verräth den Wunsch, ein wenig zu gefallen.

Endlich ist die Irrfahrt beendet, wir wenden uns zu den Abtheilungen, wo die *unfreiwilligen* Bewohner der großen Anstalt hausen, vorher aber gehen wir durch die Schulzimmer, in denen Knaben und Mädchen in getrennten Klassen Unterricht erhalten. Alle tragen das graue Sträflingskleid. Neben ganz erwachsenen Frauenzimmern, zum Theil von Schönheit und jugendlicher Frische, zum Theil von lasterhaften, niedrigen Zügen, sitzen kleine Mädchen auf denselben Schulbänken. Die Polizei hat sie theils als Vagabondinnen aufgegriffen, theils sind sie wegen kleinerer Vergehen hier. Das Gesetz ist leider geschlechtslos, wie das Reich des Unorganischen. In gleicher Weise verhält es sich mit den Knaben; viele der kleinen Subjecte, die uns auf den Promenaden bettelnd oder mit ihrem kleinen Handel ansprechen, mögen hier »schulpflichtig« und »schulflüchtig« sein.

Die erwachsenen Sträflinge sind in großen Arbeitssälen beschäftigt. Ein bewaffneter Aufseher führt, an einem Tische sitzend, schriftlich Buch über die Thätigkeit seiner Beaufsichtigten. Nur so viel wird gesprochen, als zum Betrieb der Arbeit nothwendig ist; auch ohne die Sträflingskleidung würde man sogleich den Unterschied von der freien Fabrikarbeit entdecken. Räder sausen, Maschinen klappern, Spulen summen – Zimmer auf – Zimmer ab – dasselbe [160] furchtbare Einerlei der Zwangsarbeit – blasse aufgedunsene Gesichter, Jünglinge und Greise – sind das Menschen? ist das des Sterblichen gedankenvolles Tagewerk? Erinnert euch an die schweigende Arbeit des Bienenstockes und erfreut euch in der Phantasie an dem sonnigen duftenden Werke der Wachs und Honig bauenden Insecten. In Gottes freier Natur fliegen sie von Morgen bis Abend von Kelch zu Kelch und wenn sie für den Menschen eintragen, pflegt er sie und schont sie um ihrer selbst willen; sie dürfen summen, soviel sie wollen und springen, wohin sie wollen.

Nun kommt zuletzt in die *Tretmühle*. Die Thür öffnet sich und ihr

steigt ein paar Stufen in einen dunklen, übel riechenden Raum hinab. Langsam klimmen etwa zwölf Männer die Speichen des großen Rades hinan, von denen sich immer zwei oder drei an der mit Latten verschlagenen Oeffnung zeigen; zwölf andere sitzen schweigend auf einer langen Bank und sollen ihre Genossen nach einiger Zeit ablösen. Das ist die Sisyphusarbeit des Hauses; das Getreide für die Anstalt wird hier gemahlen. Gehen wir noch in die Küche im Souterrain, aus der uns kein lockender Geruch, sondern ein schlaffer Wasserdampf entgegenqualmt, essen wir von der dürftigen Kost, welche nur dreimal im Jahre – Fleisch aufzählt? – unsere Wanderung ist vollendet; wir haben hier nichts mehr zu suchen.

Gilt es für eine Unvermeidlichkeit des Gesetzes, daß der Verbrecher *arm* werde, so sträubt sich doch die Humanität dagegen, daß der Arme durch seine Armuth selbst zum *Verbrecher* und [161] gleich diesem behandelt werde. Diese Zeilen sind in einander gefügt, wie zwei gefaltete Hände, welche für die arme Menschheit bitten und die Herzen derer rühren sollen, die heute ihre Hände zum Gebet falten und morgen nach dem Schwerte greifen, aber das Brod der Barmherzigkeit in der Ecke liegen lassen. Der Mensch soll von seinem Vaterlande wissen, als von einem Lande, das ein Vaterauge für ihn hat und ihn nicht verkommen läßt in der Hoffnungslosigkeit. Besser als Meinungen spalten und Ueberzeugungen brechen, ist Brod brechen mit der Armuth, und zum Elend gehen heißt auch in sich gehen!

* * *

VOM TRAUERSPIELE.

DIE HEILKUNDE verzeichnet in ihren Heften sorgfältig die verschiedenen Entwickelungsmomente des Menschen. Von der Geburt an bis zum traurigen Verfall des höchsten Alters, vom ersten bis zum letzten Zahne sind alle Erscheinungen des sich entwickelnden und wieder abnehmenden Lebens genau untersucht und niedergeschrieben. Nichts destoweniger giebt es noch mehrere Phänomene, welche sich die ernsten Männer der Gelehrsamkeit haben entgehen lassen, weil dieselben entweder nicht mit der erforderlichen Regelmäßigkeit bei allen Individuen aufzutreten pflegen, oder aber sich der rein ärztlichen Beobachtung entziehen und auf ein anderes Feld hinüberspielen.

Die Windpocken und Masern werden von den Aerzten wohl allgemein als kleine Uebel des Lebens angesehen, welche jeder Mensch durchzumachen hat; in keinem medicinischen Werke haben wir dagegen unter derselben Abtheilung »das Trauerspiel« gefunden, obgleich es nach unserer Meinung, zumal, was das deutsche Vaterland mit seinem melancholisch poetischen Klima betrifft, [163] unter die Krankheiten zu rechnen ist, welche halb und halb der körperlichen und geistigen Entwicklung angehören und ohne erhebliche Störungen oder ungeschickte Eingriffe selten nachtheilige Folgen hinterlassen.

Bei der Schwierigkeit und Neuheit des Gegenstandes bitten wir zunächst um Nachsicht, wenn unsere Ansichten nicht mit der erforderlichen Systematik, sondern in der anspruchlosen Form von Wahrnehmungen vorgetragen werden. Wenn wir noch einen Sommer und Herbst erleben, in welchen das »Trauerspiel« mit gleicher epidemischer Heftigkeit in Deutschland auftritt, werden

ohnehin fähigere Köpfe sich veranlaßt finden, gründliche Untersuchungen über das Leiden anzustellen und dasselbe vielleicht in besonderen Stationen der städtischen Krankenhäuser zu behandeln.

Das Trauerspiel gehört überwiegend unter die Krankheiten des jugendlichen Alters, befällt jedoch zuweilen auch in reiferen Jahren den Menschen und tritt alsdann mit besonderer, oft gefährlicher Heftigkeit auf. Es ist vorzüglich unter die auf Gymnasien und Universitäten grassirenden Krankheiten zu rechnen, kommt aber auf ersteren nur selten zu seiner gehörigen Entwicklung. So viel wir bis jetzt ergründet haben, pflegt die Krankheit auf den erstgenannten Lehranstalten aus der Lectüre Schillers und irgend einem seefahrenden Helden, Columbus oder Vasco de Gama, sich zu entwickeln und in einem anhaltenden Friesel von fünffüßigen Jamben zu bestehen. Der vom Trauerspiel Ergriffene beginnt damit, seine mathematischen Arbeiten und algebraischen [164] Aufgaben zu vernachlässigen. Demnächst leiden seine lateinischen Extemporalia und geschichtlichen Aufsätze. Er kommt unvorbereitet für Virgil und Tacitus in die Klasse, äußert ein auffallend geringes Interesse für die Antigone und den Oedipus auf Kolonos, und verbirgt in seinem Exemplare aus Sophokles mehrere Blättchen mit Versen. Dieser Zustand hält zur Unzufriedenheit seiner Herren Lehrer längere Zeit an, ergötzt aber die Mitschüler ungemein, da der Leidende zugleich Symptome der Vorleserwuth zeigt, welche sehr häufig mit dem Trauerspiele zugleich ausbricht, und ihnen somit willkommene Veranlassung bietet, ihm irgend einen kränkenden Spitznamen anzuhängen. Bei dem Heranrücken des Abiturientenexamens verliert die Krankheit viel von ihrer Heftigkeit, das unvermeidliche Bangen des Gemüthes wirkt der tragischen Versfabrikation entgegen, und der Patient pflegt nach glücklich bestandenem Examen nur in ungewöhnlichen Fällen von wirklichem Talent abermals vom Trauerspiele überfallen zu werden. Solche Fälle bewahrt dann die Literaturgeschichte auf, allein sie gehören nicht vor unser Forum. Gewöhnlich endet aber das Leiden

mit der andächtigen Aufbewahrung zweier oder dreier Monologe von der Länge mehrerer hundert Verse, welche auf die Universität mitgenommen, und gutmüthigen, geduldig stillhaltenden Commilitonen bei einem Glase Grogg und einer Pfeife Ermeler Canaster vorgelesen werden.

Auch die Trauerspiele der ersten Studentenjahre pflegen höchst unschädlich zu sein. Sie entstehen aus schlecht verdauten deutschen Kaisern, [165] mythischen Königen, wunderlichen Sagen, und besitzen bei heftigerem Auftreten des Leidens lange Chöre von Barden, Walkyren, Nornen, Waffenträgern, Landsknechten und biederen Einsiedlern. Der Held des Trauerspieles äußert eine räthselhafte Vorliebe für jenen ganz unmodernen Tod, welchen die heilige Schrift mit dem Ausdruck »er stürzte sich in sein Schwert« bezeichnet, und spricht dadurch stillschweigend seine Verzichtleistung auf jegliche irdische Aufführung in einem Theater aus. Ist der Kranke minder heftig vom Trauerspiele befallen, so begnügt er sich, seinen Helden das Haupt zu verhüllen und ihn von seinem Leibknappen erstechen zu lassen. Die Geliebte giebt sich selbst mit einem Dolch den Tod, jedoch nicht, ohne sich vorher des Breiteren über die unpassende Einrichtung des Lebens für metrische Naturen auszulassen. Dergleichen Trauerspiele werden oft Jahre lang im Manuscript umhergetragen, vorgelesen und an Gläubige verliehen. Endlich duften sie so stark nach Taback und werden im Papiere so mürbe, daß ihr Verfertiger für ihre Niederlassung in einer Schieblade sorgen muß. Er widmet sich dann seinen Repetitorien, macht das Auscultator-Examen und ist meistens von dem Uebel für die Folge befreit.

Viel bösartiger äußert sich das Trauerspiel des dritten oder vierten Studien-Jahres. Es wird von thätigen Buchhändlern vorzugsweise gefürchtet, da es *gedruckt* sein will. Seinen äußeren Kennzeichen nach hat es große Fieberhitze mit Angstschweiß und hier und da eingestreuten Sonnetten. Alle Abgänge sind gereimt [166] und citiren die Objecte der Astronomie und aller irdischen Naturwissenschaften mit vielem falschen Pathos. Der Kranke ruft

häufig »Ihr Götter!« und malt mit schadenfrohem Harm eine spanische Geliebte aus, die sich, aufs Aeußerste verkannt von ihrem Liebsten, in ein entlegenes, immer gewölbtes Souterrain ohne Fenster begiebt und ein mäßig rasches Gift zu sich nimmt. Noch ehe es seine guten Dienste geleistet, aber stets wenn Hülfe zu spät ist, stürzt der Liebste mit gesträubten Haaren und nie ohne Begleitung der gesammten Bevölkerung des Ortes nebst einer Anzahl schwer Geharnischter in die letzte Scene und bekennt sich schuldig. Der Held betitelt sich fast immer *Don* oder *Sennor*, und die Klosterglocken läuten bei jeder unpassenden Gelegenheit. Von der Leipziger Messe kommt es stets als Krebs zurück und wird alsdann in den Schränken der Antiquare mit der bekannten Ueberschrift: Preis 1 Sgr. öffentlich ausgestellt, oder von dem hoffnungslosen Verleger den Käse- und Butterhändlern für einen billigen Preis überlassen. Nicht selten schielen diese Trauerspiele auch heimlich nach der Bühne und bleiben häufig zehn Jahre in den Bibliotheken der Intendanturen und Directoren liegen. Hat der Verfasser aus Heimtücke die einzelnen Blätter stellenweise aneinandergeklebt, um zu erfahren ob man es gelesen, so erhält er das Exemplar stets in demselben Zustande zurück. Schon das Verzeichniß der Personen übt auf den theatererfahrenen Leser einen niederschmetternden Einfluß aus. Die Verfasser dieser Trauerspiele sind interessante junge Leute und haben oft hübsche [167] Schulden, nehmen auch Gelder zu hohen Zinsen auf, um ihr Trauerspiel auf eigene Kosten drucken zu lassen, wenn die Renitenz der Verleger allzu hartnäckig ist. Der Naturselbstdruck ist jedoch die einzige Radicalcur des Trauerspieles. Ein junger Mensch, der durch diese Schule gegangen, ist für alle Folgezeit geheilt und vererbt die Krankheit niemals auf seine männlichen Kinder. Auch erkennt man ihn noch im vorgerückten Alter an seinem Abscheu vor Buchhändlern und gedruckten Stücken; dafür fängt er auffallend früh an Whist zu spielen, und erlangt eine bemerkenswerthe Fertigkeit darin.

Alle diese flüchtig skizzirten Anfälle hat wohl Jeder in seinem Leben theils selbst durchgemacht, theils an anderen Personen

beobachtet; sie gehören zu den Alltäglichkeiten, wie Husten und Schnupfen, die Individuen pflegen sich nach den erfolgten tragischen Ausscheidungen einer gebesserten geistigen Gesundheit zu erfreuen und nützliche prosaische Mitglieder der bürgerlichen Gesellschaft zu werden. Ein anderes ist es mit dem Trauerspiele der dreißiger Jahre.

Die Poesie kommt gleich der Liebe in jedem Individuum einmal zu Tage. Von der Liebe wissen wir, daß sie um so bedenklicher um sich greift, je später im Leben sich die Regungen dieser wichtigsten aller Leidenschaften äußern. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Poesie, nur daß, was dort einen tragischen Anflug zeigte, hier der Lächerlichkeit nicht zu entrinnen vermag.

Ein Mann ist über seinen Berufsgeschäften fünfunddreißig Jahre alt geworden. Durch Fleiß, [168] praktischen Verstand und gute Connexionen hat er es bis zu einer einträglichen, wohlklingenden Stelle gebracht, und verzehrt sein Gehalt mit weltbürgerlichem Anstand. Als einem wohlgebauten Staatsbürger ist ihm auch eine angenehme Frau zu Theil geworden. So lebt er in blühender Gesundheit nach einem prosaischen Leisten, und sein Ehrgeiz begnügt sich vorläufig auf dem in der Welt errungenen Platze. Derselbe Mann verliert unerwartet die Eßlust, tippt bei Tische mit der silbernen Gabel auf den Teller und versinkt in Gedanken, geht Nachts ungewöhnlich spät zu Bette und Abends ungewöhnlich oft in das Theater. Die Frau Gemahlin zieht anfänglich besorgt den Hausarzt zu Rathe, als dieser aber keine genügende Auskunft zu geben vermag, wird sie eifersüchtig, hat Verdacht auf ein paar schöne und kokette Schauspielerinnen, neckt und quält den Mann, weint zuletzt im Style eines reißenden Hochwassers und ergründet dennoch nicht das hereinbrechende Uebel. Endlich bessert sich wieder der Appetit des Gemahls und an seinem Tische erscheinen häufig Männer mit bleichen, gelehrten aber mißvergnügten Gesichtern, Männer, die Verschworenen gleichen. Er schließt sich mit ihnen ein, die Frau Gemahlin kann aber an der Thür nichts hören als einzelne furchtbare Schreckensrufe mit irgend einer

Verzierung von Interjectionen z. B. »O Nacht voll Schrecken! O Tag des Grauens! O blut'ges Schicksal! Ha, welch' ein Scheusal!« Sie glaubt, daß ihr Mann ein Verbrechen begangen habe und durchsucht heimlich seine Papiere, als er in Geschäften abwesend ist. [169] Da findet sich in einem versteckten Fache ein Packet kleiner Bücher mit dem Motto: »Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt«, auf dem Titelblatte steht mit großen Buchstaben der Name ihres Mannes als Verfasser des darauf genannten Trauerspieles. Das Packet entsinkt ihren Händen und sie muß sich auf den Lehnstuhl neben dem Pulte niederlassen. Da geht die Thür auf. Der Mann tritt ein.

»Unglückliche! was hast Du gethan? warum wühlst Du in meinen Papieren?«

»Aber lieber Mann, Du hast ja ein Trauerspiel geschrieben! warum wolltest Du mir das verheimlichen?«

»Weil ich Deine trivialen Anschauungen kenne, liebes Kind, weil ich weiß, daß Du alle dichterischen Schöpfungen nur vom Standpunkte der sinnlichen Unterhaltung aus betrachtest. Läugne nicht – ich habe Dich oft genug im Schauspielhause beobachtet.«

»Mein Gott, Heinrich, soll es denn wirklich *aufgeführt* werden? Das halte ich nicht aus, Heinrich, nein, das schickt sich nicht!«

»Sei keine Närrin, Julie, das Trauerspiel ist vor acht Tagen eingereicht worden und ich bezweifle nicht, daß man, sobald es gelesen worden ist, unverzüglich zum Einstudiren schreitet. Ich halte es für eines der gelungensten Werke seit Egmont.«

»Heinrich, bedenkst Du denn, was Du thust? und wenn es nun ausgepfiffen wird und Du mußt es mit anhören?«

Der am Trauerspiel erkrankte Mann hört [170] mit Entsetzen so frevelhafte Bemerkungen, aber er antwortet nur mit verächtlichem Lächeln und läßt die Frau fortfahren.

»Nein, Heinrich, denke an den armen Baron, als die Leute sein Original-Lustspiel »die kalte Bratkartoffel« am Schlusse auspfiffen und er versteinert im ersten Range sitzen blieb, weil er sich nicht nach Hause zu gehen getraute, wohin er eine große Gesellschaft

geladen hatte, zur Feier der ersten Aufführung mit Lorbeerblättern; wenn Dir das auch so ginge?«

Der Gatte verzieht den Mund in die Quere und bemerkt, daß er weit davon entfernt sei, ein ähnliches Schicksal zu fürchten. Sein Stück besitze ungleich höhere Eigenschaften und der Baron könne nicht zu den studirten Männern gerechnet werden. Madame läßt sich jedoch nicht beruhigen.

»Ich leide es nicht, Heinrich, Du magst sagen, was Du willst. Für mich wäre es ebenso entsetzlich, wenn Dein Stück *Glück* machte und Du würdest bei Deinem Namen herausgerufen. Sei versichert, ich stürbe vor Scham, wenn Du herausgerufen würdest und die Schauspieler schleppten Dich nun auf der rechten Seite heraus, wie den letzten schwarzen Burschen mit den krummen Beinen und dem schmutzigen Oberhemde! für eine ehrliebende Frau ist das eine zu starke Zumuthung!«

Die liebenswürdige Frau wetzt den blanken Schnabel ihrer Beredsamkeit noch einige Zeit an dem ehrgeizigen harten Herzen ihres Gemahls und verstummt dann vor Erschöpfung. Der Zauber weiblicher Ueberredung ist zu schwach für das hitzige Trauerspielfieber; die Krankheit muß ihren [171] Verlauf nehmen. Der Dichter bewegt Himmel und Erde, Intendanten und Regisseure, die einheimische und auswärtige Presse, Mimen und Claqueure, um sein Stück herauszubringen, und seine kaum glaublichen Anstrengungen werden endlich von Erfolg gekrönt. Das Trauerspiel wird gegeben und fällt, wie Madam richtig geahnt hat, glänzend durch. Der gebeugte Dichter nimmt für ein Vierteljahr Urlaub, geht nach Thüringen und gebraucht eine Wasserkur, worauf sich die poetischen Gelüste nach der Bühne zwar legen, der Unglückliche aber von einem schleichenden Fieber herunter gebracht wird, in welchem er jährlich ein, nur für den Druck bestimmtes Trauerspiel schreibt.

Die Exsudate des Leidens dieser Herrn werden an gewissen Symptomen erkannt. Der Held lehnt sich bei ihnen nur auf eine anständige Weise wider das Schicksal oder den Landesherrn auf,

wird aber nichts desto weniger im vierten Acte immer durch schwache oder feile Richter verurtheilt und im fünften Acte hinter der Scene hingerichtet. Es handelt sich nur um eine Tragik von der Milde der politischen Ansichten des Centrums; die Doctrin wächst hart an dem südlichen Wendekreise des blühenden Unsinns. Die schwerfällige Gedankenentwickelung verräth Hartleibigkeit und Verfassungshämorrhoidarismus. Die Wirkung dieser Stücke schwankt zwischen wildem Hohngelächter und krampfhaftem Gähnen der Zuschauer. Alle Patienten besagter Gattung gründen sehr bald nach der Niederlage ihrer ersten Stücke Lesezirkel in ihrem Hause, tragen auch wohl allein die Dramen Shakespeare's, Göthe's, Calderon's [172] vor. Unter den Eingeweihten grassirt die Ansicht, daß Tieck als Vorleser mit ihrem Freunde verglichen nur ein Stümper sei. Der Gesichtsausdruck durchgefallener Dichter ist von einem gewissen mitleidigen Weltschmerz erfüllt. Aesthetiker werden auf der Promenade gern von ihnen wehmüthig angelächelt, aber auf alle Theaterdirectoren blicken sie mit tiefer Verachtung herab. Jährlich einmal geben sie ein großes Diner mit Austern und dramatischen Künstlern, auf welchem über den Verfall der heutigen Schaubühne und die Mißhandlung der vaterläudischen Poeten bitter geklagt, aber sonst vortrefflich gegessen und getrunken wird.

Zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß sie zu den harmlosesten Irren des Trauerspiels der reiferen Jahre gerechnet werden müssen und nichts gemein haben mit den *Tobsüchtigen* der Tragik.

Jemand ist praktischer Arzt, besitzt ein ansehnliches Vermögen als Erbschaft seiner verstorbenen Eltern, hat also schon die trefflichen Früchte desselben in einer sorgenfreien glücklichen Jugend, einer abgerundeten Erziehung und späteren erleichterten Stellung zur Welt genossen, aber unser Doctor ist nichts desto weniger nicht glücklich. Der Verbrauch einer jährlichen Rente von 3000 Thalern befriedigt viele Wünsche seines Herzens, jedoch nicht den erwachten Ehrgeiz. Die thörichte Menschheit will nicht viel von seiner Praxis wissen. Sobald einer seiner Kunden ernsthaft krank wird, beruft er spornstreichs irgend einen andern berühmten

Praktikus; man betrachtet ihn nur als einen Schnupfenarzt, spricht mit ihm nicht von [173] alten körperlichen Leiden, sondern von den neusten Theaterstücken und eben angekommenen Gästen. Niemand fragt ihn, welchen Gesundbrunnen er in der Kurzeit besuchen soll, aber wohl, ob die neue Oper anzuhören, das neue Ballet anzusehen sei. Aus Mangel an ernsthafter Beschäftigung geräth er in seinen unaufhörlichen Grübeleien auf den Gedanken, er habe als Mediciner seinen eigentlichen Lebensberuf verfehlt; er sei vielmehr berufen, etwas in der Kunst zu leisten. Längere Zeit schwankt er hin und her, da seine gute Erziehung mancherlei Fähigkeiten in ihm herangebildet hat. Er tupft etwas das Piano, er singt den zweiten Tenor in einem Männerquartett, er malt schauderhaft in Oel, er versteht einige ganz gelungene Kartenkunststücke zu machen, aber er hat Liszt spielen und Roger singen gehört, er besitzt selber Bilder guter Meister und ist ein Schüler Houdin's, mithin weiß er, daß Meisterschaft nur unendlich schwer erlangt werden kann. Da bringen ihn die Unterhaltungen mit seinen Patienten endlich auf andere Gedanken. Die fortwährenden ästhetischen Fragen und Gespräche flößen ihm allmählich den stillen Glauben ein, der Schwerpunkt seines Geistes läge in der Poesie. Die schlechten Trauerspiele des heutigen Repertoirs bestärken ihn darin. Unzufrieden mit den Dichtern, fühlt er sich unendlich erhaben über sie; er ergreift die Feder und beginnt ein Trauerspiel über einen wichtigen welthistorischen Stoff. Als gebildetem Manne fließen ihm nach einigen Scharmützeln mit den wiederspenstigen Jamben die Gemeinplätze, welche über [174] ernsthafte Dinge seit hundert Jahren durch zahllose deutsche Bücher verbreitet sind und wie der Staub auf der Chaussee auf allen Gehirnen liegen, mit größter Leichtigkeit zu. In der gewöhnlichen menschlichen Bescheidenheit, ohne deren segensreiche Einwirkung wahrscheinlich die meisten Gespräche und Schreibereien der Menschen aufhören und verstummen würden, hält er diese Gedanken für sein Eigenthum und sich für den begabtesten Dichter seines Zeitalters. Mit jeder weiteren Scene wächst diese Ueberzeugung; er vollendet die

Katastrophe und glaubt Shakespeare verdunkelt zu haben. Das fertige Trauerspiel wird in hundert Exemplaren auf Velinpapier abgezogen und zuerst nur an einige der ihm bekannten Kunstfreunde vertheilt. Da sie bei ihm speisen und mit ihm spazieren fahren, sind sie von dem Meisterwerke entzückt; sie bringen ihn endlich durch ihre Lobeserhebungen so weit, daß er selber eine neue Epoche der Poesie von seiner Erscheinung an datirt. Das Werk wird eingepackt, er begiebt sich, da er Bedenken trägt, in der Residenz allzugroßes Aufsehen zu erregen und die Poeten, seine neidischen Concurrenten, zu erbittern, nach einer großen und reichen Nachbarstadt, wo ihm viele begüterte Verwandte, darunter Actionäre des Theaters, leben, und bringt das Trauerspiel auf die Bühne. Die Decoration mit dem aufgehenden Monde, in dessen Schimmer der Held einen vier Seiten langen Monolog spricht, hat er nebst den neuen Costümen und der Musikbande hinter der Scene, wann das entscheidende Banket gefeiert wird, aus seiner Tasche bezahlt. Diese verständigen Maßregeln [175] verhindern nicht, daß sein Drama kaum ausgespielt werden kann. Die Handlung kennen die Zuschauer aus den Geschichtsbüchern, seine Gemeinplätze versenken sie also in einen todesähnlichen Schlaf, aus dem sie im fünften Akte voller Erbitterung, ihre nächtliche Ruhe auf so hinterlistige Weise verkürzt und beeinträchtigt zu sehen, erwachen und ihre Lebensgeister munter trommeln. Die Kritik schließt sich ihnen an, sie fordert den Doctor auf, sein Trauerspiel neben Opium in den Arzeneimittelvorrath einführen zu lassen. Doch warnt sie gleichzeitig vor einem solchen drastischen Medikament, da zartere Naturen leicht aus diesem Schlafe in das Jenseits hinüberschlummern könnten.

Der Doctor reist sofort nach Hause und kommt gerade an, um eine vorzugsweise beißende Kritik im Auszuge von mehreren Zeitungen mitgetheilt zu finden. Als einem stadtkundigen Manne glaubten die Redactionen ihm diese Artigkeit schuldig zu sein. Am nächsten Morgen fügt ein ungenannter »Civis« die Nachricht hinzu,

daß der Herr Doctor in seiner Praxis noch vor zwei Jahren einem Geheimen Rathe habe den Bauch aufschneiden wollen, daß derselbe aber von einem anderen Arzte nur durch die Anwendung des Wiener Tränkchens von dem Uebel glücklich geheilt worden sei. Wäre der tragische Docter ein kluger Mann, so thäte er jetzt im Stillen Buße und unternähme eine wissenschaftliche Reise nach dem Orient, allein er setzt sich hin, schreibt wuthentbrannt eine Broschüre gegen die Kritik, kauft Knotenstöcke und Lebensretter, um bei einem Zusammentreffen mit [176] Kritikern ihnen die Schädel einzuschlagen, läuft in allen Gesellschaften umher, beklagt sich über Verkennung und Zurücksetzung; kurz er verfällt in die *tragische Tobsucht*. In untergeordneten Blättern schreibt er unausgesetzt anonym gegen Schauspieler und Recensenten, er entblödet sich schließlich nicht, eine Denkschrift über Reform des deutschen Theaters an das Cultusministerium zu richten. Unterdessen kündigen ihm die Miether die Quartiere in seinem Hause, weil sie das nächtliche Declamiren des Trauerspieles nicht aushalten können, und keiner seiner früheren Freunde will sich, weder bei ihm, noch mit ihm auf der Straße sehen lassen. Endlich berathen seine Verwandten, die Erbansprüche auf sein Vermögen haben, ob es nicht gerathen sei, ihn zu seiner ferneren poetischen Ausbildung einer ländlich gelegenen Anstalt, wo nach dem Zeitungsausdruck: Nervenkranke eine liebevolle Pflege empfangen, zu übergeben?

Von einem ganz anderen rührenden Charakter ist der *stille Wahnsinn* des Trauerspieles. Ein gelehrter Narr von feinen Manieren, Liebling vornehmer Damengesellschaften, schwärmerischer Verehrer Goethe's, und denkender Schriftsteller, hat in jungfräulicher Schüchternheit, tief verborgen vor den Augen der Profanen, das Leben eines großen Mannes dramatisirt, und hält diese Arbeit für ein bühnengerechtes Trauerspiel. Er entfaltet schöne Gedanken, eine schwungvolle Sprache, sinnige Wendungen und Situationen voll von jener Poesie, die gleich einer zarten Melodie in dem Schweigen der Natur genossen wird, kurz [177] nicht eine der Eigenschaften, welche das stoffbegierige heutige Publikum,

die kassenfrohe Bühne erfordern. Der gelehrte Schriftsteller ist ein zu unterrichteter Mann, um sein talentvolles Werk so zu überschätzen, wie der tobsüchtige Doctor seine platte Jambenmache, aber die unheimliche Magie der Bühne umstrickt ihn, denn wer für die Bretter geschrieben hat, der bescheidet sich nicht, gleich dem Romancier, mit der schweigenden Anerkennung der fernen zerstreuten Leser, der verlangt, daß die Arbeit vor seinen Augen, vor aller Welt, erscheine und verwirklicht werde. Er liest das dramatische Gedicht einzelnen Vertrauten vor, die in aufrichtigem Entzücken über die den Geist fesselnden Schönheiten es mündlich verherrlichen und schriftlich darauf in guten Journalen aufmerksam machen. Ein hoher geistreicher Herr, alter Gönner unseres Dichtergelehrten, heißt ihn kommen und die Arbeit recitiren. Sie fesselt ihn gleichfalls und läßt ihn den Wunsch aussprechen, sie auf der Bühne zu sehen. Sein Wunsch ist Befehl und das Stück wird einstudirt. Aber ach! schon während der Vorbereitungen bricht beinahe das Herz des Aermsten. Spielte man das Stück wortgetreu, man müßte schon am Morgen des Tages beginnen, oder erst am Morgen des andern enden! Es enthält mehr als achthundert Verse über das marktgerechte Maaß der gewöhnlichen Stücke. Die Regisseure kommen mit dem Dichter zusammen und beweisen ihm, daß die Handlung so viel als möglich erhalten bleiben, daß aber so viele Reflexionen und Schilderungen als möglich gestrichen werden müssen. Ihm klingt diese [178] Auseinandersetzung fast so schrecklich, wie einer Mutter die Nachricht der consultirenden Aerzte, daß an ihrem jüngsten Kinde eine lebensgefährliche Operation vollzogen werden müsse. Stillschweigend hört und duldet er; sie mögen nach ihrem weisen Ermessen handeln. Vor einem auserwählten Publikum wird nach reiflichen Studien, von den besten Künstlern, mit der trefflichsten Ausstattung das Drama gegeben und mit wahrer Andacht gehört. Der Name des Verfassers, die Selbstachtung der Zuschauer unterdrücken jede mißgünstige Bemerkung. Er erhält Beweise von Anerkennung, aber man flüstert einander in die Ohren: das Werk sei zu gedankenvoll, zu sublim für

die Schaubühne, es habe eine zu empfindsame Organisation. Einen Todkranken erschrecken die zärtlichen lügenhaften Hoffnungsbetheuerungen der Angehörigen nicht mehr, als den Verfasser in den nächsten Tagen die schweißtriefenden Anstrengungen der Kritik, das Stück zu retten, ihm eine Ehrenstelle in der öffentlichen Anerkennung zu sichern. Noch mehr erschreckt ihn der leidenschaftliche dithyrambische Erguß eines seiner jungen Verehrer, der für den Meister auftritt und den Gegner herausfordert. Der Unglückliche verliert die Besonnenheit und läßt sich zu der öffentlichen Bemerkung verleiten, das Werk habe durch unbesonnenes Streichen verloren! Nun sind die Regisseure entrüstet, sie legen das Stück zurück, nachdem schon in der zweiten Aufführung das Haus leer gewesen ist, und das Werk verschwindet aus dem Gedächtnisse der Menschen, aber nicht aus dem seines Dichters. Er trägt tiefes Leid um das Musenkind, [179] verschwindet aus dem Umgange, vergräbt sich unter Büchern und Handschriften, studirt Kirchenväter in Klosterbibliotheken, tritt architectonischen Vereinen bei, und vergißt über diesen Zerstreuungen gelehrter Herren doch nicht sein Leid. Seine Gesichtsfarbe vergilbt, er vernachlässigt die einst so gewählte Toilette, sein graues Haar hängt wirr über seine Schläfe; er giebt das Trauerspiel nicht auf. Viele Jahre hat er, nur in nächtlichen Stunden, als ob sein Streben der Welt verrathen würde, die Dichtung umgearbeitet und gefeilt; Horaz verlangte nur neun Jahre, ihm waren kaum achtzehn genug. Wirklich erscheint das Trauerspiel im Druck. Leider sind Alle, die mit dem Dichter die Aufführung und seine glückliche modische Epoche durchlebt, gestorben, verphilistert, oder hohe Beamte geworden, die nur noch Eingaben und politische Actenstücke lesen, eine jüngere realistische Generation führt das große Wort. Rücksichtslos packt sie den Dichter mit Schergen-Händen, bezüchtigt ihn der Romantik mit Vorbedacht und mißhandelt ihn und das Gedicht bis auf den Tod. Seitdem begegnet man dem Verlorenen nur noch in der Dämmerung, wenn er einen gelähmten unverheiratheten Freund besucht, mit dem er über philosophische

Themen zu disputiren und russischen Thee zu kochen pflegt. Nichts hält ihn aufrecht, als der Glaube, bei dem nächsten Ordensfeste für sein Stück mit einem ehrenden Abzeichen bedacht zu werden.

Nicht so ernsthaft ist die Geschichte des Freiherrn, der aus Uebermuth und Leichtsinn ein Trauerspiel schrieb und in der Blüthe seiner [180] Sünden umkam. Der gute Mann hatte ein überaus lustiges Leben geführt und darüber das von seinen Ahnen übriggelassene Vermögen vollends aufgezehrt. Seine letzte Hoffnung war ein kinderloser alter Verwandter, ein Bürgerlicher, der durch Verheirathung seiner reichen Nichte in die hochadelige Familie gerathen war. Dieser Unbesonnene beging die unverzeihliche Thorheit, am Tage vorher, als er den Freiherrn enterben und sein großes Vermögen wohlthätigen Anstalten vermachen wollte, vom Schlage gerührt zu werden und zu sterben. Der Freiherr sah sich dadurch im Besitz zweier rentabler Fabrikunternehmungen und verschiedener wohlangelegter Kapitalien und beschloß, um dem Andenken des Verstorbenen Ehre zu machen, ein ordentlicher Mann zu werden Nach reiflicher Erwägung, wie solches am zweckdienlichsten anzufangen sei, verheirathete er sich mit einer jungen schönen, aber grenzenlos dummen Schauspielerin, ließ sich in der Hauptstadt nieder und machte ein gutes Haus für Alle, die zu ihm gehen wollten. Der Freiherr hatte einen runden Bauch und litt an Leichtgläubigkeit, hielt aber gute Champagnersorten im Keller und ließ nicht ungern die Korke knallen. Wenn nun Künstler aller Gattungen bei ihm dinirten und der Freiherr sich eines sorgenfreien Lebens rühmte, tadelte man ihn wohl und sagte, daß ihm in seinem materiellen Wuste noch gar nicht der eigentliche höhere Reiz des Lebens aufgegangen sei. Derselbe bestehe nur im Genusse des Ruhms und werde durch wissenschaftliche oder künstlerische Leistungen errungen. Ihm gezieme es vor vielen [181] Anderen, ein Trauerspiel zu schreiben, denn diese Sorte von Poesie gelinge dicken und lustigen Leuten am besten, während magere und ernsthafte Leute sich im Lustspiele auszuzeichnen pflegten. Dem Freiherrn leuchtete

dieser Rath außerordentlich ein. Ohne sich viel zu besinnen, griff er einen Vorfall aus seiner Familiengeschichte auf, stutzte den Ausgang so traurig als möglich zu, ließ das Ding von einem jungen Manne, welcher der deutschen Sprache vollkommen mächtig zu sein schien, durchcorrigiren und reichte es dem Theater ein.

Die damalige Verwaltung desselben stand ungefähr auf der Bildungsstufe des guten Freiherrn und nahm das Stück an, theils weil sie ein gewisses heimliches Wohlgefallen an einer poetischen Freiherrnarbeit empfand, theils weil sie es in ihrer Unschuld wirklich für vortrefflich hielt. Die Schauspieler ihrerseits studirten es mit Behagen ein, da alle Proben mit den besten Rebensäften angefeuchtet worden waren und Abends nach der ersten Vorstellung ein Souper der ganzen Bekanntschaft bevorstand.

Der entscheidende Abend kam und der Dichter hatte sich so unbefangen in die vordere Reihe des Balkons im ersten Range gesetzt, als gelte es etwa ein Festspiel zu Ehren seines Geburtstages und nicht eine, allem Volke vorgeworfene theatralische Beute. Gleich anfangs befremdete es den unerfahrenen Mann, daß naseweise Individuen jedes Alters und Standes ihre Operngucker und Scknupftabacksdosen nach seiner Persönlichkeit richteten, ihn hartnäckig beobachteten und spöttische Prisen nahmen, obgleich er sich auf dem Zettel [182] nicht genannt hatte, sondern als Dichter nur einfach »Gustav« hieß. Noch schrecklicher wurde ihm zu Muthe, als hinter ihm und seiner jungen Frau ein alter Herr mit einem steifen Ordensgesichte und einer reizenden Dame erschien, und nach dem ersten, schon etwas mißfällig aufgenommenen Acte zu dieser sagte: »Meine Theure, der Herr vor Dir ist Gustav!« Nach diesen Worten ergriffen Beide ihre Augengläser und besahen »Gustav« längere Zeit sehr ruhig, um dann von ganz gleichgültigen Dingen zu sprechen, wie vornehme Personen unter ähnlichen Umständen immer zu thun pflegen. Der Freiherr gerieth in eine unendlich traurige Stimmung, die nicht durch den Erfolg des Stückes verbessert wurde. Bei den rührendsten Scenen lachte das entmenschte Volk und hustete unter schlecht versteckter Schadenfreude. Im letzten Acte nur traten

einige unbescholtene Charaktere auf und versuchten dem Helden des Trauerspiels das Leben zu retten, indem sie edelmüthig die äußersten Anstrengungen machten, um das Stück nicht zu Ende spielen zu lassen. Aber die übrigen schlechten Menschen, begierig ihr Herz an den letzten Seufzern des Helden zu weiden, brachten sie zum Schweigen, und die Polizei, ihre tugendhaften Absichten offenbar falsch beurtheilend, führte sie an den Händen auf den Kassenflur und von da auf die Straße. So ward das Trauerspiel zu Ende gespielt und dann erst mit starker Instrumentation ausgepfiffen. Der bejammernswerthe Freiherr saß noch immer im ersten Range. Ihm fehlte die Kraft aufzustehen und nach Hause zu gehen, wo die geladene [183] Dichtertriumph-Gesellschaft seiner wartete; er kam sich obdachlos, ja vollständig heimathlos vor: Endlich gelang es seiner jungen Frau, ihn mit Hülfe zweier Logenschließer in die Chaise zu schleppen. Lassen wir den Vorhang vor dem nun folgenden Leichenmahle des Trauerspieles fallen. *Dieser* Dichter hat nie wieder einen theatralischen Federzug gethan.

* * *

[184]

JURIST UND BAUER.

FÜRCHTE NIEMAND bei Lesung dieses Titels, mit einer Recension des gleichnamigen alten Lustspiels, das seit einiger Zeit wieder als Gespenst auf der königl. Bühne umgeht, unterhalten, oder richtiger gesagt, gelangweilt zu werden. Wir beabsichtigen vielmehr nur, unter dieser Ueberschrift einen Schwank zu erzählen, der in der juristischen Generation reiferen Alters wahrscheinlich manche Erinnerung an ein *Original* wecken wird, das seitdem wohl längst verschollen sein mag. Man beklagt sich über das Verschwinden dieser ergötzlichen, und das hausbackene Leben anfrischenden Menschensorte. Wir wollen hier nicht untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht, so viel aber ist gewiß, daß in der Rechtsgelehrsamkeit Originale von der Eigenthümlichkeit des Referendarius B., wie wir ihn für den Fall, daß er noch unter den Sterblichen umherwandelt, nennen wollen, stets zu den äußersten Seltenheiten gehören. Wenn man vielen Juristen menschliche Schwächen vorwerfen kann, [185] so beschränken sich diese doch auf unnatürliche Ausschweifungen in der Lyrik und tragischen Poesie. Nur ausnahmsweise sind sie frevelhafte Humoristen, aber unendlich selten kommt es vor, daß ein Kraftgenie den Beruf des Richters selber zum Object seiner humoristischen Lebensauffassung macht, und Angesichts ernster und mächtiger Collegien mit der Gesetzgebung und Proceßordnung ein anmuthiges Spiel der Parodie und Travestie treibt. Zu diesen seltenen Geistern zählte B., und man wird von ihm sofort eine geeignete Vorstellung erhalten, wenn wir folgende kleine Episode aus seiner richterlichen Thätigkeit vorausschicken. Einer der ältesten Räthe des Kreisgerichts war im ersten Stock mit der Abhaltung eines Termins beschäftigt, als sich

über ihm ein furchtbarer Lärm erhob. Anfangs unterbrach der ernste Beamte die Verhandlung und wartete, als aber das Toben, statt aufzuhören, in einer Besorgniß erregenden Weise zunahm, stieg er die Treppe hinauf und betrat das Zimmer. Referendarius B. war hier mit einer Sache zwischen zwei Ackergutsbesitzern beauftragt. Statt aber in richterlicher Würde am grünen Tische zu thronen, lag er im offenen Fenster und studirte mit innigem Vergnügen die Haltung der eben vom Exercierplatz unter Trommel- und Pfeifenklang heimkehrenden Füseliere. Die ehrenwerthen Ackergutsbesitzer waren unterdessen übereinander hergefallen, hatten die Beine aus einer alten Bank losgemacht und wälzten sich, würgend, raufend, stoßend und schlagend auf dem Erdboden umher, der natürlich nicht reiner gefegt war, als es in solchen [186] ehrwürdigen Lokalitäten meistens der Fall zu sein pflegt.

Entsetzt starrte der alte Rath in die wüste Staubwolke und den wirren Knäuel von ländlichen Armen, Beinen, langen blauen Rockschößen und großen messingenen Knöpfen.

»Mein Gott, Herr Referendarius, was geht hier vor? Bringen Sie doch die Menschen auseinander!«

»Was giebt's, Herr Rath?« fragte der Humorist, »ah so – stören Sie mir die Parteien ja nicht, ich habe sie mit vieler Mühe zu einem Vergleich bewogen!»

Wenn wir gut unterrichtet sind, so war die Versetzung B.'s nach einem anderen Gerichte die Folge seiner, von so glänzenden Resultaten gekrönten Ueberredungsgabe. Als wir ihn vor einer Reihe von Jahren von Ansehen kennen lernten, bewegte er sich viel an den öffentlichen Versammlungspunkten der Berliner Weißbierphilister und imponirte ihnen durch Erzählungen à la Münchhausen aus seinem Dienst der afrikanischen Fremdenlegion, deren Feldzüge in Algier er mitgemacht und dabei das Kreuz der Ehrenlegion erworben haben wollte. »Wir wurden eines Morgens von der zehnfachen Anzahl Araber angegriffen. Denken Sie sich, meine Herren, rechts den Atlas mit seinen unersteiglichen Felsenhöhen, links in einem schauerlichen Abgrunde die Ruinen

von Karthago nebst dem Epitaphium des Hannibal, vor uns die Wüste Sahara mit einem paar Tausend Gurgelabschneidern, hinter uns das mittelländische Meer – und Sie haben unsere verzweifelte Stellung. Wir schlugen uns [187] mit Todesverachtung den ganzen Tag hindurch, ohne einen Bissen Brod, ohne einen Trunk Wasser – endlich war die letzte Patrone verschossen. Es blieb uns nur zwischen zwei verzweifelten Versuchen die Wahl, entweder uns vorwärts nach Aegypten durchzuschlagen, oder uns durch Schwimmen zu retten. Außer mir war nur noch ein Kamerad am Leben. Wir beschlossen, uns dem Meere anzuvertrauen. Uns in die Wellen werfend, tauchten wir erst nach einer Viertelstunde in namhafter Entfernung wieder empor; die Araber hatten uns aus dem Gesichte verloren. Drei Tage und Nächte schwammen wir in der Hoffnung, endlich Sicilien zu erreichen, so unermüdlich fort, uns bald nach Sonne, bald nach Sternen richtend; endlich blieb ich hinter meinem Gefährten zurück. Nicht daß die Kräfte mich verlassen hätten, nein, ich war noch im Stande, meinen Weg fortzusetzen, aber ein kleines und doch so bedenkliches Mißgeschick war mir wiederfahren; ich hatte mir – einen *Wolf* geschwommen. Zur rechten Zeit entdeckte uns noch ein französischer Postdampfer und nahm uns an Bord.« Dieser Styl wird über seine Begabung und den Erfolg bei seinen talentvollen Zuhörern keinen Zweifel übrig lassen.

Nach einer Reihe von Kneipenabenteuern, in denen er sich als Mann von seltener Thatkraft bewies, verschwand er aus der Residenz und beglückte das engere Vaterland von Neuem an dem Gerichte einer Provinzialstadt durch seine geistreiche Auffassung gegebener Rechtsverhältnisse. Ja, wenn ihm die Vorkommnisse des praktischen Lebens dergleichen nicht in genügender Weise für [188] seinen Durst nach heiterer Unterhaltung boten, schuf er sich selber sinnige Rechtsfragen und schlichtete sie mit unsterblicher Meisterschaft.

Einer seiner jüngeren Collegen hatte eines Tages einen alten Bauer, der ihn in der langweiligen und unbehülflichen Weise

solcher Leute auf dem Flur in einer Angelegenheit um Rath gefragt hatte, barsch angeschnauzt und war davon gegangen.

B. kam eben dazu, als der Bauer seinem Zorn über die vermeintlich erlittene Zurücksetzung Luft machte, und fragte ihn, was vorgefallen sei.

»Kann ich nicht den Herrn Präsidenten zu sprechen bekommen?« sagte der entrüstete Bauer.

»Da wenden Sie sich an den rechten Mann, lieber Alter, treten Sie nur ein und theilen Sie mir Ihre Sache vorläufig mit«, antwortete B., entzückt, Aussicht auf einen Spaß zu haben.

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen. Er schüttete sein Herz aus und häufte alle möglichen Schmähungen auf das Haupt des groben Referendarius, der nach seiner Meinung sein Amt ungebührlich vernachlässigt hatte.

»Das ist allerdings ein sehr trauriger Fall, mein Lieber,« sprach B., »wir haben hier das schwere Criminalverbrechen eines Beamten, der sich der »Rechtsverweigerung« schuldig gemacht hat. Können Sie mir diesen Menschen näher bezeichnen?«

»O ja, Herr Präsident, er ist in die zweite Thür nebenan gegangen.«

»Wie sah er aus?« fragte B., die Stirn runzelnd.

[189] »Na, er hatte einen kleinen Schnauzbart und einen Krauskopf.«

»Schon gut, ich weiß genug, setzen Sie sich nun hierher, lieber Mann, und warten Sie ein paar Minuten. Ihnen soll Ihr Recht werden; der Verbrecher muß sofort in Anklagezustand versetzt und vor Gericht gestellt werden. Gedulden Sie sich so lange, ich will nur die Herren Räthe zusammenrufen.«

Mit großer Zufriedenheit nahm der Bauer Platz, während B. hinauseilte, und nicht allein seinen der »Rechtsverweigerung« schuldigen Collegen, sondern auch noch die für ein Collegium hinreichende Anzahl junger Referendarien zusammenraffte, welche bei der vorgerückten Mittagsstunde eben im Begriff standen, das Gericht zu verlassen. In feierlichem Aufzuge wurde der Verbrecher

von dem angeblichen Präsidenten und seinen Räthen auf die Anklagebank gesetzt, worauf sich der Gerichtshof constituirte und den Bauer seine Anklage vorbringen ließ.

Der langen Rede kurzer Sinn war der, daß der Bauer von einem Nachbarn bei dem Ankauf eines Arbeitspferdes mit einem sogenannten Krippensetzer betrogen worden, und bei Gelegenheit des Wochenmarktes auf das Gericht gekommen war, um sich Rath zu holen. Der schuldige Referendarius nun hatte ihm nicht Rede stehen wollen.

Nach einem großartigen Verhör, dessen Ausmalung wir der Phantasie der Leser überlassen müssen, fragte B. endlich den Angeklagten: »Bekennen Sie sich schuldig?«

[190] Der blonde Krauskopf strich anscheinend reuevoll den Schnurrbart und gab zu, daß er den Ankläger allerdings auf eine nicht überhöfliche Weise abgetrumpft habe.

»Bei dem erfolgten Eingeständniß des Angeklagten können wir ohne Geschworene verfahren,« sagte der Präsident B. zu dem über eine so prompte Rechtspflege erfreuten Bauer, »der Gerichtshof wird sich jetzt auf kurze Zeit zurückziehen.«

Der Bauer blieb mit dem Angeklagten etwas lange allein im Gerichtssaale zurück, während dieser ihn durch unheimliche Gebehrden und Blicke zu ängstigen suchte, allein bald erschien zu seinem Troste das Richter-Collegium. Der Präsident befahl dem Angeklagten aufzustehen, ersuchte dagegen den Bauer, der sich gleichfalls erhob, ruhig sitzen zu bleiben:

»Seit geraumer Zeit ist in dieser Stadt und Gegend kein so schweres Verbrechen vorgekommen, wie das, welches heute die Mitglieder des Kreisgerichtes versammelt hat. Abermals sind es die sittlichen Nachwehen einer verwahrlosten Erziehung, die wir in dem Verbrechen dieses verabscheuenswerthen jungen Menschen wiederfinden – Angeklagter nehmen Sie keine Prise, so lange Ihr Richter mit Ihnen spricht! – Durch ein Amt, durch den geleisteten Eid verpflichtet, durch ein ansehnliches Gehalt als Referendarius sogar dazu aufgemuntert, die Gerechtigkeit in seinem Vaterlande

nach besten Kräften aufrecht zu erhalten, hat sich dieser Mensch nicht entblödet, einen ehrwürdigen Landmann, der ihn arglos in einer [191] wichtigen Angelegenheit seines Lebens, in der hochbedeutenden Frage des Krippensetzers, um Rath anging, auf das Schnödeste abzuweisen, ja ihm, wider alle Landesgesetze, gröblich den Rücken zu kehren. Es würde mit Recht und Gesetzen in unserem Vaterlande zu Ende sein, wenn das genannte Verbrechen nicht mit äußerster Strenge bestraft würde. Nachdem daher der Präsident alle Gründe für und wider wohl erwogen hat, verfügt daher der Gerichtshof, daß der Angeklagte wegen »Rechtsverweigerung« mit *dem Schwerte vom Leben zum Tode zu bringen sei.* Diese Strafe aber soll am nächsten Mittwoch, zur Genugthuung des Beleidigten, und in seinen alten Gerechtssamen geschädigten Bauernstandes, pünktlich um zwölf Uhr Mittags auf dem Wochenmarkt vollzogen werden! Angeklagter, haben Sie noch sonst etwas zu sagen?«

Leider betrug sich, wie uns ein Augenzeuge aus der Mitte des Gerichtshofes erzählt, der Angeklagte in seiner traurigen Lage nicht mit der gebührenden Ehrfurcht gegen seine Richter. Statt zu schweigen, wie es sich geziemt hätte, wenn er nichts Besseres, Würdigeres Angesichts seines offenen Grabes zu sagen wußte, citirte er mit vollendeter Unverschämtheit, gegen den Ankläger gewandt, jene bekannte Stelle aus Götz von Berlichingen, welche der Verleger, Herr Baron von Cotta, in der Gesammtausgabe von Goethe’s Werken nur durch Gedankenstriche anzudeuten gewagt hat. Ungleich angemessener betrug sich der Bauer, dem auf eine so unerwartete Weise plötzlich Genugthuung zu Theil geworden war. Ohne [192] sich durch die freche Aeußerung und Einladung des Verurtheilten beleidigt zu fühlen, brach er, durch das blutige Urtheil erschreckt, in einen Thränenstrom aus, und bat, dem armen Sünder das Leben zu schenken. Er sei ja noch ein junger Mensch und habe den groben Bescheid vielleicht nicht so schlimm gemeint. Wenn er sich auch sehr übel betragen habe, so sei die Strafe des Schwertes doch über alle Maßen hart, und er bitte den Gerichtshof,

dem »Rechtsverweigerer« das Leben zu schenken.

Diese von einer Fluth warmen Salzwassers begleitete Bitte vermochte den Präsidenten, sich noch einmal mit dem Gerichtshofe zurückzuziehen und den Bescheid zu ertheilen, daß auf Grund der schönen Bitte des Anklägers dem Verurtheilten diesmal noch das Leben geschenkt werden sollte, doch müsse, um der Gerechtigkeit nicht zu nahe zu treten, der Bauer die Kosten des Verfahrens bezahlen.

So endete dieser berühmte Rechtsfall. Der Bauer entfernte sich, Präsident, Gerichtshof und armer Sünder wälzten sich vor Lachen, und die Sache wäre wahrscheinlich verschwiegen geblieben, wenn der Bauer nicht vor Entzücken über das neue beschleunigte Verfahren in seinem Dorfe geplaudert und die rechtsbedürftigen Landsleute nach der Stadt geschickt hätte. Der Criminalproceß kam dergestalt vor den wirklichen Präsidenten, und der geschätzte Humorist, Referendarius B., mußte froh sein, nur durch eine einfache Versetzung an ein anderes Gericht für das gefällte Todesurtheil gegen einen Collegen bestraft zu werden.

* * *

[193]

DIE GESCHICHTE MEINES HUNDES.

MEHRMALS HATTE ich in Gegenwart eines Freundes, der einen allerliebsten englischen Wachtelhund besaß, die Eigenschaften dieses liebenswürdigen Thierchens gelobt und die Gesellschaft eines so munteren Geschöpfes als ein beneidenswerthes Attribut einsamer Stunden gerühmt. Ich war so oft auf dieses Kapitel zurückgekommen, daß der gefällige Mann mir bei der nächsten Familienbereicherung seines Lieblings einen Sprößling der Propaganda versprach, nur mußte ich mich verpflichten, auf das Exemplar nicht eher Ansprüche zu erheben, als bis die Elemente der Erziehung ihm beigebracht wären, da der Freund, ein gewiegter Hundekenner und Verehrer, den Ruf der Species nicht leichtsinnig durch ein schlecht erzogenes Familienglied auf das Spiel setzen wollte. Wie es in den allzu weiten Mauern von Berlin zu geschehen pflegt, kam mir über dem mehrmonatlichen Drange der Geschäfte der Freund aus dem Gesichte und der versprochene Hund aus [194] dem Gedächtnisse. Ich schaffte mir indeß einen Kanarienvogel an, verlor ihn aber durch einen unerwarteten Tod, da er aus Eifersucht gegen einen benachbarten berühmten Schläger, nach Art ehrgeiziger Sänger, seine Stimme so übermäßig anstrengte, daß er in Folge eines Lungenschlages mitten im Engagement verstarb. Kaum hatte ich mich von dem Kummer über seinen Verlust einigermaßen erholt, als an einem Morgen an meine Thür geklopft wurde und der Bediente meines Freundes mir ein zierliches Billet überbrachte, aus dessen Zeilen ich ersah, daß der Inhalt des anbeifolgenden Deckelkorbes, der älteste vierbeinige Sohn einer jungen und schönen Mutter, von jetzt an mein Eigenthum sei. »Er ist so wohl erzogen, daß Sie an ihm nur Freude erleben werden,«

schrieb der Freund, und er mußte es wissen, wenn Hunde-Pädagogik und Physiognomik durch Studien und Leben erlernt werden können.

Zunächst befreite ich den Gefangenen aus seinem Kerker, beschenkte den Transportführer reichlich und beobachtete mein lebendiges Eigenthum mit großem Interesse. Der Kleine hörte auf den Namen »Dandy« und machte durch elegante Haltung und niedliche Gestalt seinem Namen alle Ehre. Eine Schaale Milch, mit der ich ihn gastlich bewirthete, genoß er mit vollendetem Anstande und sah sich dann in meinem Zimmer um. Gern gestattete ich ihm diese Freiheit, da ich inzwischen meine Arbeiten fortsetzen wollte. Nach zehn Minuten unterbrach mich aber der Gefährte meiner Zukunft durch ein Geräusch, das fast so klang, [195] als ob Jemand sich Mühe gäbe, ein Papier zusammenzuballen und zu verzehren.

Da ich wohl in Romanen und wahren Geschichten gelesen hatte, daß Verbrecher und Spione wichtige Papiere, die sie nicht in andere Hände fallen lassen wollten, verschlungen hatten, aber Dandy gar keine Beweggründe zu einem solchen immerhin unangenehmen Verfahren zutraute, so gab ich weiter nicht Acht auf ihn, bis mich endlich sein Röcheln beunruhigte. Ich sprang auf und kam gerade noch zur rechten Zeit, um ihm ein kleines Manuscript aus dem Halse zu ziehen, das ich so eben mit vielem Fleiße vollendet, aber ohne an meinen neuen wohlerzogenen Gefährten zu denken, auf dem Stuhle hatte liegen lassen. Es befand sich nicht in dem Zustande, um einer Redaction und Druckerei von gutem Geschmack zugesendet zu werden und mußte sofort zu einem, mit der Wiederherstellung defecter Schreibereien vertrauten Copisten wandern. Um ähnlichen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, begann ich die jahrelange Ordnung oder Unordnung meines Studierzimmers umzugestalten und alle Bücher, Landkarten, Papiere und Zeitungen so aufzustellen, daß sie für Dandy vollkommen unzugänglich wurden. Zwar kam mir diese Reform hart an, allein zu einigen Opfern an Bequemlichkeit konnte ich mich wohl meinem kleinen Gesellschafter zu Liebe verstehen. Auch muß ich Dandy

nachrühmen, daß er mir bei diesem Geschäfte nach Kräften half und sich viele Mühe gab, auf den Schreibtisch zu springen und dem Tintenfasse eine ganz [196] veränderte Stelle (vielleicht unter dem Tische) zu geben.

Das Geschäft raubte mir den Rest des Vormittags und versetzte mich schließlich nicht in die beste Stimmung, doch fühlte ich mich wesentlich erleichtert, als Dandy bei Tisch alle Speisen verschmähte und nur am gebratenen Fleische Wohlgefallen fand. Die Beruhigung lag darin, daß die Besorgung seines Küchenzettels der Hausfrau augenscheinlich in Zukunft keine Sorgen machen und unser neuer Tischgefährte täglich mit einem Beefsteak, einem Cotelett oder Täubchen leicht zufriedengestellt sein würde. Nachmittags mußte ich zunächst an die pflichtmäßige Beschaffung eines Maulkorbes denken, wenn ich nicht mit den betreffenden Behörden in einen schmerzlichen Conflict gerathen wollte. Dandy wurde daher mit einem interimistischen Halsbande bekleidet, an dieses eine Schnur befestigt, und er als ein heftig Widerstrebender, nicht ohne ein Geleite unterhaltungsbedürftiger Straßenjungen, zu einem Gürtler geführt. Der Maulkorb war zwar leicht ausgewählt, allein sehr schwer angelegt. In der Erziehung Dandy's war dieser Punkt nicht vorgesehen worden, er huldigte der Theorie einer ungezügelten Freiheit und war durch nichts zu bewegen, sein edles Haupt unter die gesetzlich vorgeschriebenen, aber ihm schmachvoll dünkenden Fesseln zu beugen. Rücksichtslos biß er in jugendlicher Begeisterung um sich und mußte an der Schnur nach Hause zurückgeführt werden, während ich den Maulkorb in der Tasche trug. Da noch einige Straßenjungen, die uns begleitet [197] und an Dandy's Widerstandsversuchen gegen die Schnur großes Wohlgefallen gefunden hatten, draußen warteten, überfiel mich eine grenzenlose Schaam über das Betragen des neuen Hausgenossen und ich nahm mir vor, nicht eher mit ihm auszugehen, als bis Dandy sich gewöhnt hätte, ruhig an dem Faden der Ariadne durch das Labyrinth der Berliner Straßen einherzuwandeln. Aber alle meine Bestrebungen blieben fruchtlos.

Sobald die Schnur durch den Ring seines Halsbandes gezogen wurde, zog er so heftig daran, daß sie straff angespannt, einen erkennbaren musikalischen Ton von sich gab. Ich begann deshalb umfassende Studien mit dem Maulkorbe, und versuchte ihn Dandy anzuschmeicheln, indem ich ihn mit Zucker köderte. Nach vielen vergeblichen Anstrengungen, unter denen meine schriftstellerischen Arbeiten entsetzlich litten, gelang es mir endlich, ihm das Zwangsinstrument anzulegen, aber er machte so bange und qualvolle Bewegungen, es abzustreifen, daß mich Gewissensbisse ergriffen und ich in allem Ernste fürchtete, feierlich vor die Vehme des Thierquälervereines geladen zu werden. Nebenbei entwickelte der ›wohlerzogene‹ kleine Hund so unangenehme Angewohnheiten, daß ich als sein Vorgesetzter mit dem ganzen Hausstande auf einen gespannten Fuß gerieth und selbst Drohungen des Dienstmädchens gelassen einstecken mußte. Die Freuden, die mir Dandy bereitete, waren in der That nur gering. Seine Erziehung mußte aber unter allen Umständen vollendet werden, und nachdem ich ihn nothdürftig daran gewöhnt hatte, den [198] Maulkorb zu dulden, kaufte ich für schweres Geld ein versiegeltes Buch mit Geheimmitteln und probirte alle Recepte durch, welche die Magie der Jäger als wirksam vorschreibt, um sich die Anhänglichkeit eines Hundes zu sichern. In Dandy's Seele lebte entweder kein Element der Rechtschaffenheit und Treue oder der Verfasser des Buches war ein Lügner; kein Einziges der Mittel schlug an und Dandy entwickelte zu mir nicht mehr Zuneigung, wie zu jedem Andern, d. h. gar keine. In meiner Seele stiegen finstere Gedanken auf; ich fürchtete, daß der übelgeartete Hund erst in reiferen Jahren die Feinheiten der Erziehung sich aneignen und ich darüber den besten Theil meines Lebens verlieren und ein schmachbedeckter Greis werden würde. In dieser Verstimmung ging ich mit dem Plan zur Bildung eines Vereins gegen Menschenquälerei durch Hunde um und doch bezahlte ich, so groß ist die Consequenz der Schwäche und des Eigensinnes im menschlichen Herzen, ohne Widerrede die Steuer für die Marke, als Dandy in das goldene Buch der Hunde von

Berlin geschrieben wurde und das Recht erwarb, unangefochten durch die Straßen zu wallen. Der Undankbare, den ich durch einen beträchtlichen Vorrath von Zucker in meinen Rocktaschen endlich daran gewöhnt hatte, in meiner Nähe zu bleiben, belohnte meine Fürsorge aber gleich beim zweiten Ausgange sehr schlecht. Nachdem ich so oft hinter ihm dreingepfiffen, daß ich ein Fabrikat der Maschinenbauanstalt für Locomotiven von Borsig hätte sein müssen, um vor Schwindsucht bewahrt zu bleiben, nahm er den Augenblick [199] meines Gespräches mit einem Freunde wahr, um eine mir unbekannte Sache in der Nähe eines Kellers anziehend zu finden und zu verschwinden. Heute, wo ich über unser gegenseitiges Verhältniß ruhiger denke, nehme ich nur an, daß Neugier und Jugend ihn verleitet haben, einem verbotenen, aber gebratenen Bissen zu folgen und daß er in einen Hinterhalt fiel. Wenigstens sah mir der Mann, der ihn auf mein öffentlich abgelegtes Versprechen, zwei Thaler für Dandy's Auffindung zu zahlen, wiederbrachte, ganz so aus, als ob er von der Entfremdung kleiner Hunde lebte, ja unter Umständen sogar sie an wißbegierige Mediciner zu Vivisectionen und Vergiftungsproben verkaufte. Dieses Ereigniß und die peinliche dramatische Spannung, in der ich mehrere Tage gelebt hatte, verbitterten mir den Hund ganz und gar, und ich setzte mich an mein Pult, um dem freigebigen Freunde sein Danaergeschenk zurückzuerstatten, als mir von Seiten des Küchendepartements, wohin Dandy seit seiner letzten Abwesenheit verbannt worden war, gemeldet wurde, daß mit Dandy etwas sei, er habe keinen Appetit, verschmähe selbst Chesterkäse und sträube ohne Grund die Haare. Die Kunde war wie ein Lauffeuer durch den ganzen Flügel des Hauses geeilt und hatte alle Köchinnen in Schrecken versetzt. Auch ich träumte zuerst von Wasserscheu, allein ein schnell herbeigerufener Hundekundiger, seines Zeichens ein Hufschmied, stellte die Diagnose der Staupe und machte sich anheischig, den Kranken binnen kurzer Zeit wieder herzustellen. Die kurze Geschichte meines Hundes und der mit [200] ihm genossenen Freuden würde höchst unbefriedigend schließen, wenn

ich nicht hinznfügte, daß ich nach glänzend gelungener Kur dem Arzte als Honorar den Patienten selber schenkte und so Veranlassung wurde, daß er jetzt Schooßhund einer vornehmen Dame ist, die seine zahlreichen schlechten Eigenschaften auf seinen früheren Umgang mit solchen Leuten, wie Schriftsteller sind, schiebt, ihn übrigens aber mehr, wie ihren Mann liebt. Ich für meinen Theil zog aber aus der verunglückten Grille die Lehre, daß es unter allen Umständen sicherer sei, die einsamen Stunden des Lebens dem Umgange mit Menschen, statt mit Hunden zu widmen.

* * *

DIE FECHTMEISTER.

MEISTENS PFLEGT um die Tischzeit heftig die Klingel gezogen zu werden und ein Armer sich zu melden. Dann muß man sehr hart gesotten sein, wenn man sich nicht von einem Stück Brod und einem Groschen zu trennen vermag. Es ist nicht wahr, daß man durch Mitleid die Armuth an das Haus gewöhnt; Hunger und Noth sind nicht zum zehnten Theile so unverschämt, als der volle Wanst und der gespickte Geldbeutel. Aber es soll heute von einer anderen Sorte der Armuth, und zwar nicht von der verschämten, sondern von der »unverschämten« die Rede sein, von dem höheren Hausbettel. Eine namenlose Reue überfällt mich, wenn ich der Vier- und Achtgroschenstücke, ja selbst der harten Thaler gedenke, welche im Verlaufe der Jahre durch listige Bursche vermöge des scharfen Angelhakens des Mitleids aus meiner Tasche gefischt worden sind. Ist es Schwäche oder Dummheit, wenn wir den verschlagensten Hallunken am bereitwilligsten unsere Tasche [202] öffnen, oder können wir uns durch eine Anwandlung von Zartgefühl entschuldigt wähnen, Menschen, welche die Tugenden der Scham und Ehre am schmählichsten verletzen, sobald als möglich durch eine Gabe aus unserer Nähe entfernt zu wünschen?

Man hat viel Spaß mit dem *Fechten* der Handwerksbursche in Dörfern und auf der Landstraße getrieben, aber wie wollen sich diese armen Kerle mit den Künstlern der Residenz vergleichen, die sich bis zum Range des *Fechtmeisters* emporgearbeitet haben. Da ich voraussetzen darf, daß die betreffenden Individuen und noch eine hinlängliche Anzahl Gesinnungsgenossen dieser Zunft die folgenden Zeilen in einer Conditorei oder bei einem Glase Wein gemüthlich lesen, habe ich mich entschlossen, meine letzten reichhaltigen

Erlebnisse mit »Fechtmeistern,« ihnen zur Strafe, der Menschheit zum warnenden Exempel hier mitzutheilen.

So oft mir Nachmittags um die Zeit, wenn man am behaglichsten spazieren geht, bei schönem Wetter, ein Herr mit unbekanntem Namen gemeldet wird, und es tritt Jemand mit ungemeiner Bescheidenheit in mein Studierzimmer, so überläuft mich ein Fieberschauer, ich schiebe ein Buch über das Portemonnaie und nöthige zaghaft den Unbekannten zum Sitzen. Er setzt sich im letzten Viertel auf die Stuhlkante und sieht mich mit offenem, lammfrommem Auge an.

»Entschuldigen Sie, Herr Doctor, daß ich mir die Freiheit nehme!«

»Womit kann ich dienen?«

»Ich bin der Candidat S. aus P … und befinde mich in der größten Noth.«

[203] Unter vier Fechtmeistern giebt es beiläufig immer drei »Candidaten,« und es wäre merkwürdig, wie schlecht, trotz des bekannten Mangels an Studirenden der Theologie, die Erwerbsverhältnisse dieser Jünglinge sind, wenn sie sich nicht dieses Prädicat in der Absicht beilegten, durch diesen frommen Posten ihr »unverschuldetes Unglück« um so bemitleidenswerther darzustellen.

»Durch die Masern bin ich in das Unglück gerathen, beinahe mein Augenlicht zu verlieren, und habe sechs Monate in der Klinik zubringen müssen.«

Jetzt überfliege ich meinen Mann genauer. Er ist klein, aber rothbäckig und wohlgenährt, die Kleidungsstücke sind dicht und wohl erhalten, und die Stiefeln gut gemacht und stark. Trotz des beinahe entschwundenen Augenlichts bemerkt der Fechtmeister meine blitzgeschwinde Prüfung und sagt mit leiser Stimme: »Was ich anhabe, ist mir geschenkt worden.« Dafür sitzt es allerdings außerordentlich gut.

»Haben Sie keine Papiere? Ich bin so oft getäuscht worden, daß ich ohne irgend ein Document kein Geld fortgebe.«

»Ich bin beim Herrn Minister um Unterstützung eingekommen und habe meine Akten nicht bei mir.«

»Dann muß ich Sie bitten, wiederzukommen.«

»Das thut mir sehr leid, aber ich bin heute schon eine halbe Meile weit hergekommen.«

»Wo wohnen Sie?«

»Vor dem Anhalt'schen Thore. Ich befinde mich in der größten Noth, meine alte Mutter hat heute noch nichts gegessen, ich besitze nicht so viel, um ein Brod kaufen zu können.«

[204] Wer hat nicht schwache Stellen im Gemüth und widerstände, wenn die alte Mutter und das Brod als letzter Haupttrumpf ausgespielt werden? »Da nehmen Sie,« sage ich und lege ein Viergroschenstück in seine mit dichten Buckskinhandschuhen bedeckten Hände, »Sie brauchen nicht Hunger zu leiden.«

Der Candidat prüft mit schielendem Auge schnell das Geldstück und wünscht mir Gottes Segen, bittet mich auch, diese kleine Gabe nur als ein ihm gemachtes Darlehen zu betrachten. Dann entfernt er sich, und als ich ihm zum Fenster nachsehe, schmiegt er sich in die nebenan gelegene – Conditorei.

Fechtmeister Candidat von P. trat eleganter auf. Er glich beinahe einem der verwegenen Fechtmeister aus den Jahren des griechischen Freiheitskampfes, als uns damaligen Studenten die Mutterpfennige von Branntewein-Aegineten abgeluchst wurden. Candidat von P. bietet sich als Mitarbeiter bei der Montags-Post an und ersucht mich um einen Vorschuß von *zehn* Thalern. Mir erscheint besonders die letztere Petition stark und ich erkundige mich nach seinen bisherigen Leistungen.

»Ich bin ein College von Ihnen und habe längere Zeit bei der – hier nennt er ein reiches, weitverbreitetes Organ – mitgearbeitet.«

»Wenn das der Fall ist, so werde ich mich noch heute, da ich eine Correspondenz absende, bei der Redaction nach Ihnen erkundigen, denn ich muß gestehen, daß mir Ihre Leistungen in dem Blatte entgangen sind.«

[205] »O, ich habe nur die städtischen Nachrichten und Lokalneuigkeiten zusammengestellt.«

»In drei Tagen hoffe ich Antwort erhalten zu haben –« sage ich, um den dreisten Zehnthaler-Supplikanten los zu werden, und verneige mich höflich. Da erhebt sich der angebliche Candidat von P., ein fein und vornehm, nur etwas malitiös aussehender junger Mensch, zum tragischen Effekt und ruft: »Machen Sie mich nicht unglücklich, Herr, meine Aufenthaltskarte ist abgelaufen, wenn ich nicht heute acht Groschen habe, bringt mich die Polizei morgen aus der Stadt.«

Was thun? Zeitversäumniß ist Geldverlust; ich erkaufe mir die ungestörte Fortsetzung meiner Arbeit durch die Verabfolgung von acht Groschen und räche mich am Abend durch eine genaue Erkundigung bei der genannten Zeitung. Man antwortet mir, der von P. sei der natürliche Sohn eines Prinzen von ⁂, aber wegen Anfertigung von falschen Wechseln von diesem verstoßen, er habe sich zur Correctorstelle herangedrängt, sei aber abgewiesen worden, ich möge mich vor ihm in Acht nehmen.

Soll ich den ewig flüchtenden alten Demokraten, den schwindsüchtigen Miethscollecteur und die Photographengattin mit den verpfuschten raphaelischen Bildern unter die Fechtkünstler rechnen? Nein, ich will nur noch von dem »Candidaten« des letzten Freitags reden, denn er belehrt mich von der Bildungsfähigkeit und dem eminenten Fortschritte dieser gefährlichen Race.

Ein blühender Mann, dessen Muskelkraft und regelmäßig schöne Gesichtszüge mich ohne einen [206] gewissen gambrinischen Carmin entzückt haben würden, trat mit liebenswürdiger Ruhe ein, nahm Platz und zeigte mir an, daß ich durch die Verpflichtungen der christlichen Liebe genöthigt sei, ihm einen Thaler zu geben. Nachdem auch er sich, auf meine Frage nach seinem Charakter, als Candidat legitimirt hatte, begann er eine sanfte *Predigt*, untermischt mit Bibelstellen und jenen bekannten rhetorischen Floskeln, deren wir uns aus dem Jugendunterrichte her erinnern. Anfangs arbeitete sein ruchloses Maulwerk wie eine unterschlächtige Wassermühle

ruhig weiter, und die Augen sahen nur wie diebische Müller oben ruhig aus der Lucke, als er aber die totale Wirkungskosigkeit seiner Predigt bemerkte, begann er mit seltener Geläufigkeit zu weinen und jammerte, daß er als Abschreiber nicht mehr sein tägliches Brod zu verdienen im Stande sei. Nichts destoweniger hielt ich mich tapfer und machte ihn bei der Brodanspielung auf seine prächtige Constitution im Vergleich mit meinem abgearbeiteten bleichen Gesichte aufmerksam, erbot mich auch, den Hausknecht heraufrufen zu lassen, um ihn die Treppe hinabzugeleiten. Als er sich endlich entfernt hatte, fiel mir der seltsame Gedanke ein, von dem ich mir weiter keine Rechenschaft zu geben vermag: dieser Candidat und Fechtkünstler habe sich nur den Betrag eines Billets zum *Subscriptionsballe* zusammenbetteln wollen!

* * *

ZU DIESEM E-BOOK

Cover
Ernst Kossak.
Historische Fotografie, um 1868.
Quelle: Wikipedia.

Textvorlage
Ernst Kossak:
Humoresken. Blätter aus dem Papierkorbe eines Journalisten.
Zweite vermehrte Auflage.
Berlin: Reinhold Schlingmann, 1859. (Zuerst 1852.)
Transkription von Gutenberg-DE.
Vielen Dank dorthin!

Editorische Bemerkung
Rechtschreibung und Zeichensetzung, bis auf offensichtliche Druckfehler, wie in der Transkription. Die Seitenzahlen der Vorlage finden sich, angegraut und klein, in eckigen Klammern, jeweils zu Beginn der Originalseite.

Edition und Gestaltung
Wolfgang Hink
(whink e-books)
Berlin, im Juli 2026

Weitere E-Books und Bibliografie zur Revolution 1848
https://zenodo.org/communities/edition-1848